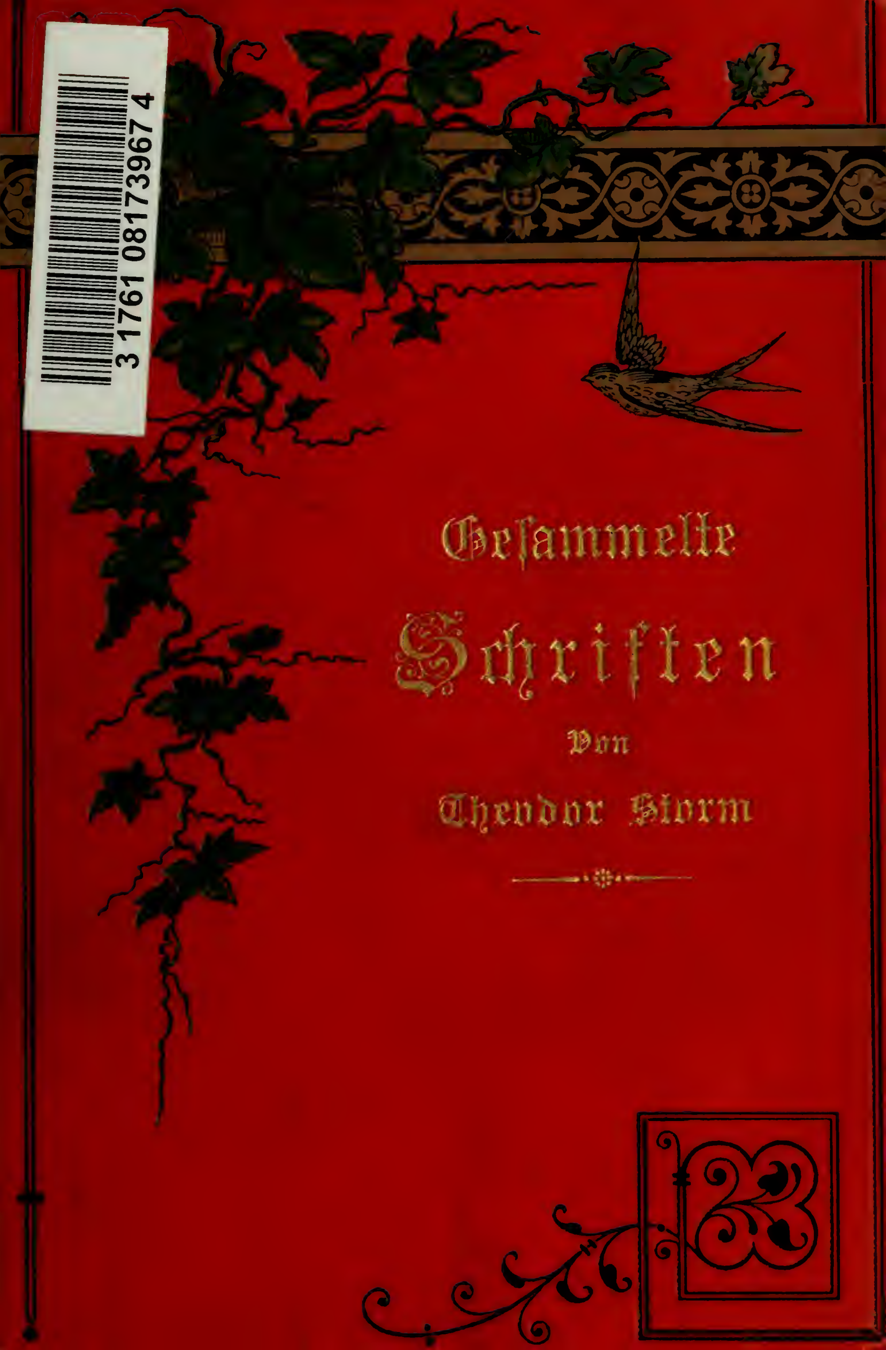


3 1761 08173967 4
Gesammelte
Schriften
Von
Theodor Storm







Storm's gesammelte Schriften.





Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1889.



Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

Inhalt

des neunten Bandes.



Pole Poppenspäler.

(1873/4.)



Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechseln und beschäftigte mich sogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigstens geschah es, daß mich eines Tages der Subrector bei Rückgabe eines nicht eben fehlerlosen Exercitiums seltsamer Weise fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähschraube zu meiner Schwester Geburtstag gedrechselt hätte. Solche kleine Nachtheile wurden indessen mehr als aufgewogen durch die Bekanntschaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beschäftigung zu Theil wurde. Dieser Mann war der Kunstdrechsler und Mechanikus Paul Paulsen, auch deputirter Bürger unserer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen sah, eine gewisse Gründlichkeit forderte, verstand er sich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulsen besaß mannigfache Kenntnisse und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in seinem eigenen Handwerk, sondern er hatte auch eine Einsicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, so daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulsen ja schon vor vierzig Jahren gesagt. — Es gelang mir bald seine Zuneigung zu erwerben, und er sah es gern, wenn ich noch außer den festgesetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann saßen wir entweder in der Werkstätte, oder Sommers — denn unser Verkehr hat Jahre lang gedauert — auf der Bank unter der großen Linde seines Gärtchens. In den Gesprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, so wichtig sie im Leben sind, ich später selbst in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulsen war seiner Abkunft nach ein Friese und der Charakter dieses Volksstammes aufs Schönste in seinem Antlitz ausgeprägt; unter dem schlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen sinnen-

den Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, seine Stimme noch etwas von dem weichen Gesang seiner Heimathsprache.

Die Frau dieses nordischen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar süddeutschem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu sagen, ihre schwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber sei sie von seltener Anmuth gewesen. — Trotz der silbernen Fädchen, die schon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieser Züge noch nicht verschwunden, und das der Jugend angeborene Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Diensten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da schau mir nur das Buberl," sagte sie dann wohl zu ihrem Mann; „wirst doch nit eifersüchtig werden, Paul!"

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus seinem Lächeln sprach das Bewußtsein innigsten Zusammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich

den Beiden zum Theil deshalb so willkommen, zumal Frau Paulsen mir wiederholt versicherte, ich habe grad' ein so lustigs Naserl wie ihr Joseph. Nicht verschweigen will ich, daß Letztere auch eine mir sehr zusagende, in unserer Stadt aber sonst gänzlich unbekannte Mehlspeise zu bereiten verstand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaste zu bitten. — So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhause gern gesehen. „Sorge nur, daß du nicht lästig fällst!" war das Einzige, woran er in dieser Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indessen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geschah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hause einem alten Herrn aus unserer Stadt das neueste und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieser seine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch schon seit fast einem Jahre bei Meister Paulsen in der Lehre sei.

„So, so," erwiederte der alte Herr; „bei Pole Poppenspäler!"

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen solchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naseweis, was das bedeuten solle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhaltig und wollte keine weitere Auskunft geben. —

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulsen'schen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätsommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthschaften hatte, so ging Paulsen mit mir in den Garten, wo wir uns zusammen unter der großen Linde auf die Bank setzten. Mir war das „Pole Poppenspäler" wieder eingefallen, und es ging mir so im Kopf herum, daß ich kaum auf seine Reden Antwort gab; endlich, da er mich fast ein wenig ernst wegen meiner Zerstreuung zurechtgewiesen hatte, fragte ich ihn gradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde sehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?" rief er, indem er von seinem Sitze

aufsprang. Aber, bevor ich noch zu antworten vermochte, saß er schon wieder neben mir. „Laß, laß!" sagte er sich besinnend; „es bedeutet ja eigentlich das Beste, was das Leben mir gegeben hat. — Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. —

In diesem Haus und Garten bin ich aufgewachsen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einst mein Sohn hier wohnen! — Daß ich ein Knabe war, ist nun schon lange her; aber gewisse Dinge aus jener Zeit stehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

Neben unserer Hausthür stand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder sehen konnte. An Sommerabenden saßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich sie in Beschlag zu nehmen und hier in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Ost und West meine Schularbeit anzufertigen.

So saß ich auch eines Nachmittags — ich weiß

noch gar wohl, es war im September, eben nach unserem Michaelis-Jahrmarkte — und schrieb für den Rechenmeister meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein seltsames Gefährt heraufkommen sah. Es war ein zweirädriger Karren, der von einem kleinen rauhen Pferde gezogen wurde. Zwischen zwei ziemlich hohen Kisten, mit denen er beladen war, saß eine große blonde Frau mit steifen hölzernen Gesichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das sein schwarzhaariges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, lustig blickender Mann, dem unter seiner grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstanden.

So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halse des Pferdes hing, kamen sie heran. Als sie die Straße vor unserem Hause erreicht hatten, machte der Karren Halt. „Du Bub'," rief die Frau zu mir herüber; „wo ist denn die Schneiderherberg'?"

Mein Griffel hatte schon lange geruht; nun sprang ich eilfertig auf und trat an den Wagen.

„Ihr seid grad' davor," sagte ich und wies auf das alte Haus mit der viereckig geschorenen Linde, das, wie du weißt, noch jetzt hier gegenüber liegt.

Das feine Dirnchen war zwischen den Kisten aufgestanden, streckte das Köpfchen aus der Capuze ihres verschossenen Mäntelchens und sah mit ihren großen Augen auf mich herab; der Mann aber, mit einem „Sitz ruhig, Diendl!" und „Schönen Dank, Bub!" peitschte auf den kleinen Gaul und fuhr vor die Thür des bezeichneten Hauses, aus dem auch schon der dicke Herbergsvater in seiner grünen Schürze ihm entgegentrat.

Daß die Ankömmlinge nicht zu den zunftberechtigten Gästen des Hauses gehörten, mußte mir freilich klar sein; aber es pflegten dort — was mir jetzt, wenn ich es bedenke, mit der Reputation des wohlehrsamen Handwerks sich keineswegs reimen will — auch andere, mir viel angenehmere Leute einzukehren. Droben im zweiten Stock, wo noch heute statt der Fenster nur einfache Holzluken auf die Straße gehen, war das hergebrachte Quartier aller fahrenden Musikanten, Seiltänzer oder Thierbändiger, welche in unserer Stadt ihre Kunst zum Besten gaben.

Und richtig, als ich am anderen Morgen oben in meiner Kammer vor dem Fenster stand und meinen Schulsack schnürte, wurde drüben eine der Luken aufgestoßen; der kleine Mann mit den schwarzen Haarspießen steckte seinen Kopf ins Freie und dehnte sich mit beiden Armen in die frische Luft hinaus; dann wandte er den Kopf hinter sich nach dem dunklen Raum zurück und ich hörte ihn „Lisei! Lisei!" rufen. — Da drängte sich unter seinem Arm ein rosiges Gesichtlein vor, um das wie eine Mähne das schwarze Haar herabfiel. Der Vater wies mit dem Finger nach mir herüber, lachte und zupfte sie ein paarmal an ihren seidenen Strähnen. Was er zu ihr sprach, habe ich nicht verstehen können; aber es mag wohl ungefähr gelautet haben: „Schau dir ihn an, Lisei! Kennst ihn noch, den Bubn von gestern? — Der arme Narr, da muß er nun gleich mit dem Ranzen in die Schule traben! — Was du für ein glücklichs Diendl bist, die du allweg' nur mit unserem Braunen Land ab Land auf zu fahren brauchst!" — Wenigstens sah die Kleine ganz mitleidig zu mir herüber, und als ich es wagte, ihr freundlich zuzunicken, nickte sie sehr ernsthaft wieder.

Bald aber zog der Vater seinen Kopf zurück und verschwand im Hintergrund seines Bodenraumes. Statt seiner trat jetzt die große blonde Frau zu dem Kinde; sie bemächtigte sich ihres Kopfes und begann ihr das Haar zu strählen. Das Geschäft schien schweigend vollzogen zu werden, und das Lisei durfte offenbar nicht mucksen, obgleich es mehrmals, wenn ihr der Kamm so in den Nacken hinabfuhr, die eckigsten Figuren mit ihrem rothen Mäulchen bildete. Nur einmal hob sie den Arm und ließ ein langes Haar über die Linde draußen in die Morgenluft hinausfliegen. Ich konnte von meinem Fenster aus es glänzen sehen; denn die Sonne war eben durch den Herbstnebel gedrungen und schien drüben auf den oberen Theil des Herberghauses.

Auch in den vorhin undurchdringlich dunklen Bodenraum konnte ich jetzt hineinsehen. Ganz deutlich erblickte ich in einem dämmerigen Winkel den Mann an einem Tische sitzen; in seiner Hand blinkte etwas wie Gold oder Silber; dann wieder war's wie ein Gesicht mit einer ungeheuren Nase; aber so sehr ich meine Augen anstrengte, ich vermochte nicht klug daraus zu werden. Plötzlich hörte ich, als wenn etwas

Hölzernes in einen Kasten geworfen würde, und nun stand der Mann auf und lehnte aus einer zweiten Luke sich wieder auf die Straße hinaus.

Die Frau hatte indessen der kleinen schwarzen Dirne ein verschossenes rothes Kleidchen angezogen und ihr die Haarflechten wie einen Kranz um das runde Köpfchen gelegt.

Ich sah noch immer hinüber. „Einmal," dachte ich, „könnte sie doch wieder nicken!"

— — „Paul, Paul!" hörte ich plötzlich unten aus unserem Hause die Stimme meiner Mutter rufen.

„Ja, ja, Mutter!"

Es war mir ordentlich wie ein Schrecken in die Glieder geschlagen.

„Nun," rief sie wieder, „der Rechenmeister wird dir schön die Zeit verdeutschen! Weißt du denn nicht, daß es lang schon Sieben geschlagen hat?"

Wie rasch polterte ich die Treppe hinunter!

Aber ich hatte Glück! der Rechenmeister war gerade dabei, seine Bergamotten abzunehmen, und die halbe Schule befand sich in seinem Garten, um mit Händen und Mäulern ihm dabei zu helfen. Erst

um neun Uhr saßen wir Alle mit heißen Backen und lustigen Gesichtern an Tafel und Rechenbuch auf unseren Bänken.

Als ich um Elf, die Taschen noch von Birnen starrend, aus dem Schulhofe trat, kam eben der dicke Stadt-Ausrufer die Straße herauf. Er schlug mit dem Schlüssel an sein blankes Messingbecken und rief mit seiner Bierstimme:

„Der Mechanikus und Puppenspieler Herr Joseph Tendler aus der Residenzstadt München ist gestern hier angekommen und wird heute Abend im Schützenhof-Saale seine erste Vorstellung geben. Vorgestellt wird Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Puppenspiel mit Gesang in vier Aufzügen.“

Dann räusperte er sich und schritt würdevoll in der meinem Heimwege entgegengesetzten Richtung weiter. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, um wieder und wieder die entzückende Verkündigung zu hören; denn niemals hatte ich eine Komödie, geschweige denn ein Puppenspiel gesehen. — Als ich endlich umkehrte, sah ich ein rothes Kleidchen mir entgegenkommen; und wirklich, es war die kleine Puppen-

spielerin; trotz ihres verschossenen Anzuges schien sie mir von einem Märchenglanz umgeben.

Ich faßte mir ein Herz und redete sie an: „Willst du spazieren gehen, Lisei?“

Sie sah mich mißtrauisch aus ihren schwarzen Augen an. „Spazieren?“ wiederholte sie gedehnt. „Ach du! — du bist g'scheidt!“

„Wohin willst du denn?“

— „Zum Ellen-Kramer will i!“

„Willst du dir ein neues Kleid kaufen?“ fragte ich tölpelhaft genug.

Sie lachte laut auf. „Geh! laß mi aus! — Nein; nur so Fetzl'n!“

„Fetzl'n, Lisei?“

— „Freili! Halt nur so Resteln zu G'wandl' für die Pupp'n; 's kost't immer nit viel!“

Ein glücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ein alter Onkel von mir hatte damals am Markte hier eine Ellenwaarenhandlung, und sein alter Ladendiener war mein guter Freund. „Komm mit mir!“ sagte ich kühn; „es soll dir gar nichts kosten, Lisei!“

„Meinst?“ fragte sie noch; dann liefen wir Beide nach dem Markt und in das Haus des Onkels.

Der alte Gabriel stand wie immer in seinem pfeffer- und salzfarbenen Rock hinter dem Ladentisch, und als ich ihm unser Anliegen deutlich gemacht hatte, kramte er gutmüthig einen Haufen „Rester“ auf den Tisch zusammen.

„Schau, das hübsch Brinnroth!“ sagte Lisei, und nickte begehrlich nach einem Stückchen französischen Kattuns hinüber.

„Kannst es brauchen?“ fragte Gabriel. — Ob sie es brauchen konnte! Der Ritter Siegfried sollte ja auf den Abend noch eine neue Weste geschneidert bekommen.

„Aber da gehören auch die Tressen noch dazu,“ sagte der Alte, und brachte allerlei Endchen Gold- und Silberflittern. Bald kamen noch grüne und gelbe Seidenläppchen und Bänder, endlich ein ziemlich großes Stück braunen Plüsches. „Nimm's nur, Kind!“ sagte Gabriel; „das giebt ein Thierfell für Eure Genovefa, wenn das alte vielleicht verschossen wäre!“ Dann packte er die ganze Herrlichkeit zusammen und legte sie der Kleinen in den Arm.

„Und es kost't nix?“ fragte sie beklommen.

Nein, es kostete nichts. Ihre Augen leuchteten.

„Schön' Dank, guter Mann! Ach, wird der Vater schauen!“

Hand in Hand, Lisei mit ihrem Päckchen unter dem Arm, verließen wir den Laden; als wir aber in die Nähe unserer Wohnung kamen, ließ sie mich los und rannte über die Straße nach der Schneiderherberge, daß ihr die schwarzen Flechten in den Nacken flogen.

— — Nach dem Mittagessen stand ich vor unserer Hausthür und erwog unter Herzklopfen das Wagniß, schon heute zur ersten Vorstellung meinen Vater um das Eintrittsgeld anzugehen; ich war ja mit der Gallerie zufrieden, und die sollte für uns Jungens nur einen Doppeltschilling kosten. Da, bevor ich's noch bei mir ins Reine gebracht hatte, kam das Lisei über die Straße zu mir her geflogen. „Der Vater schickt's!“ sagte sie, und eh' ich mich's versah, war sie wieder fort; aber in meiner Hand hielt ich eine rothe Karte, darauf stand mit großen Buchstaben: Erster Platz.

Als ich aufblickte, winkte auch von drüben der kleine schwarze Mann mit beiden Armen aus der Bodenluke zu mir herüber. Ich nickte ihm zu; was

mußten das für nette Leute sein, diese Puppenspieler! „Also heute Abend,“ sagte ich zu mir selber; „heute Abend, und — Erster Platz!“

* * *

— — Du kennst unseren Schützenhof in der Süderstraße; auf der Hausthür sah man damals noch einen schön gemalten Schützen, in Lebensgröße, mit Federhut und Büchse; im Uebrigen war aber der alte Kasten damals noch baufälliger, als er heute ist. Die Gesellschaft war bis auf drei Mitglieder herabgesunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geschenkten silbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verschleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgersteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengräsung verpachtet. Das alte zweistöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windrissig und verfallen stand es da zwischen den munteren Nachbarhäusern; nur in dem öden weißgekalkten Saale, der fast das ganze obere Stockwerk einnahm, producirten mitunter starke

Männer oder durchreisende Taschenspieler ihre Künste. Dann wurde unten die große Hausthür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeschlossen.

— — Langsam war es Abend geworden; und — das Ende trug die Last, denn mein Vater wollte mich erst fünf Minuten vor dem angesetzten Glockenschlage laufen lassen; er meinte, eine Uebung in der Geduld sei sehr vonnöthen, damit ich im Theater stille sitze.

Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Thür stand offen, und allerlei Leute wanderten hinein; denn derzeit ging man noch gern zu solchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine weite Reise, und nur Wenige hatten sich die kleinen Dinge zu Hause durch die dort zu schauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgestiegen war, fand ich Lisei's Mutter am Eingange des Saales an der Casse sitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, sie würde mich so recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber sie saß stumm und starr, und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringste Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas ge-

demüthigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte Alles mit halber Stimme durch einander; dazu fiedelte unser Stadtmusikus mit drei seiner Gesellen. Das Erste, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein rother Vorhang oberhalb der Musikantenplätze. Die Malerei in der Mitte desselben stellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweise über einer goldenen Leyer lagen; und, was mir damals sehr sonderbar erschien, an dem Mundstück einer jeden hing, wie mit den leeren Augen darauf geschoben, hier eine finster, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vordersten Plätze waren schon besetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben seinen Eltern saß. Hinter uns bauten sich die Plätze schräg ansteigend in die Höhe, so daß der letzte, die sogenannte Gallerie, welche nur zum Stehen war, sich fast mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort schien es wohl gefüllt zu sein; genau vermochte ich es nicht zu sehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine schwache Helligkeit; auch dunkelte

die schwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeschichte erzählen; ich begriff nicht, wie er an so etwas denken konnte, ich schaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Musikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Wehen über seine Fläche, die geheimnißvolle Welt hinter ihm begann sich schon zu regen; noch einen Augenblick, da erscholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuschauern das summende Geplauder wie mit einem Schlage verstummte, flog der Vorhang in die Höhe. — Ein Blick auf die Bühne versetzte mich um tausend Jahre rückwärts. Ich sah in einen mittelalterlichen Burghof mit Thurm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute standen in der Mitte und redeten lebhaft mit einander. Der eine mit dem schwarzen Barte, dem silbernen Federhelm und dem goldgestickten Mantel über dem rothen Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidnischen Mohren in den Krieg reiten, und befahl seinem jungen Hausmeister Golo, der in blauem silbergestickten Wamse neben ihm stand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genovefa in der Burg zurückzu=

bleiben. Der treulose Golo aber that gewaltig wild, daß er seinen guten Herrn so allein in das grimme Schwerterspiel sollte reiten lassen. Sie drehten bei diesen Wechselreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweise mit den Armen. — Da tönten kleine langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die schöne Genovefa in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Thurm hervorgestürzt und schlug beide Arme über des Gemahls Schultern: „O mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die grausamen Heiden nur nicht massakriren!" Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf schritt steif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böse Golo war jetzt Herr der Burg. —

Und nun spielte das Stück sich weiter, wie es in deinem Lesebuche gedruckt steht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; diese seltsamen Bewegungen, diese feinen oder schnarrenden Puppenstimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen, — es war ein unheimliches Leben in diesen

kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetisch auf sich zog.

Im zweiten Aufzuge aber sollte es noch besser kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieser Bursche nicht lebendig war, so war noch niemals etwas lebendig gewesen; er machte die ungeheuersten Witze, so daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in seiner Nase, die so groß wie eine Wurst war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er so sein dumm-pfiffiges Lachen herausschüttelte, so schlenkerte der Nasenzipfel hin und her, als wenn auch er sich vor Lustigkeit nicht zu lassen wüßte; dabei riß der Kerl seinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbacksknochen. „Pardauz!“ schrie es; so kam er immer auf die Bühne gesprungen; dann stellte er sich hin und sprach erst bloß mit seinem großen Daumen; den konnte er so ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging wie „Hier nix und da nix; kriegst du nix, so hast du nix!“ Und dann sein Schielen; — das war so verführerisch, daß im Augenblick dem ganzen Publicum die Augen verquer

im Kopfe standen. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

Endlich war das Spiel zu Ende, und ich saß wieder zu Hause in unserer Wohnstube und verzehrte schweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm gestellt hatte. Mein Vater saß im Lehnstuhl und rauchte seine Abendpfeife. „Nun, Junge," rief er, „waren sie lebendig?"

„Ich weiß nicht, Vater," sagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüssel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

Er sah mir eine Weile mit seinem klugen Lächeln zu. „Höre, Paul," sagte er dann, „du darfst nicht zu oft in diesen Puppenkasten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen."

* * *

Mein Vater hatte nicht Unrecht. Die Algebra-Aufgaben geriethen mir in den beiden nächsten Tagen so mäßig, daß der Rechenmeister mich von meinem ersten Platz herabzusetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: „$a + b$ gleich $x - c$", so hörte ich statt dessen vor meinen Ohren die feine

Vogelstimme der schönen Genovefa: „Ach, mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die bösen Heiden nur nicht massakriren!" Einmal — aber es hat Niemand gesehen — schrieb ich sogar „x + Genovefa" auf die Tafel. — Des Nachts in meiner Schlafkammer rief es einmal ganz laut „Pardauz" und mit einem Satz kam der liebe Kasperl in seinem Nankinganzug zu mir ins Bett gesprungen, stemmte seine Arme zu beiden Seiten meines Kopfes in das Kissen und rief grinsend auf mich herabnickend: „Ach, du liebs Brüderl, ach, du herztausig liebs Brüderl!" dabei hackte er mir mit seiner langen rothen Nase in die meine, daß ich davon erwachte. Da sah ich denn freilich, daß es nur ein Traum gewesen war.

Ich verschloß das Alles in meinem Herzen und wagte zu Hause kaum den Mund aufzuthun von der Puppenkomödie. Als aber am nächsten Sonntag der Ausrufer wieder durch die Straßen ging, an sein Becken schlug und laut verkündigte: „Heute Abend auf dem Schützenhof: Doctor Faust's Höllenfahrt, Puppenspiel in vier Aufzügen!" — da war es doch nicht länger auszuhalten. Wie die Katze um den süßen Brei, so schlich ich um meinen Vater herum,

und endlich hatte er meinen stummen Blick verstanden. — „Pole,“ sagte er, „es könnte dir ein Tropfen Blut vom Herzen gehen; vielleicht ist's die beste Cur, dich einmal gründlich satt zu machen.“ Damit langte er in die Westentasche und gab mir einen Doppeltschilling.

Ich rannte sofort aus dem Hause; erst auf der Straße wurde es mir klar, daß ja noch acht lange Stunden bis zum Anfang der Komödie abzuleben waren. So lief ich denn hinter den Gärten auf den Bürgersteig. Als ich an den offenen Grasgarten des Schützenhofs gekommen war, zog es mich unwillkürlich hinein; vielleicht, daß gar einige Puppen dort oben aus den Fenstern guckten; denn die Bühne lag ja an der Rückseite des Hauses. Aber ich mußte dann erst durch den oberen Theil des Gartens, der mit Linden- und Kastanienbäumen dicht bestanden war. Mir wurde etwas zag zu Muthe; ich wagte doch nicht weiter vorzudringen. Plötzlich erhielt ich von einem großen hier angepflockten Ziegenbock einen Stoß in den Rücken, daß ich um zwanzig Schritte weiter flog. Das half; als ich mich umsah, stand ich schon unter den Bäumen.

Es war ein trüber Herbsttag; einzelne gelbe Blätter sanken schon zur Erde; über mir in der Luft schrieen ein Paar Strandvögel, die ans Haff hinausflogen; kein Mensch war zu sehen, noch zu hören. Langsam schritt ich durch das Unkraut, das auf den Steigen wucherte, bis ich einen schmalen Steinhof erreicht hatte, der den Garten von dem Hause trennte. — Richtig! dort oben schauten zwei große Fenster in den Hof herab; aber hinter den kleinen in Blei gefaßten Scheiben war es schwarz und leer, keine Puppe war zu sehen. Ich stand eine Weile, mir wurde ganz unheimlich in der mich rings umgebenden Stille.

Da sah ich, wie unten die schwere Hofthür von innen eine Hand breit geöffnet wurde, und zugleich lugte auch ein schwarzes Köpfchen daraus hervor.

„Lisei!“ rief ich.

Sie sah mich groß mit ihren dunklen Augen an. „B'hüt' Gott!“ sagte sie; „hab i doch nit gewußt, was da außa rum kraxln thät! Wo kommst denn du daher?“

„Ich? — Ich geh' spazieren, Lisei! — Aber sag' mir, spielt Ihr denn schon jetzt Komödie?“

Sie schüttelte lachend den Kopf.

„Aber, was machst du denn hier?“ fragte ich weiter, indem ich über den Steinhof zu ihr trat.

„I wart' auf den Vater,“ sagte sie; „er ist ins Quartier, um Band und Nagel zu holen; er macht's halt firti für heunt Abend.“

„Bist du denn ganz allein hier, Lisei?“

— „O nei; du bist ja aa no da!“

„Ich meine,“ sagte ich, „ob nicht deine Mutter oben auf dem Saal ist?“

Nein, die Mutter saß in der Herberge und besserte die Puppenkleider aus; das Lisei war hier ganz allein.

„Hör',“ begann ich wieder, „du könntest mir einen Gefallen thun; es ist unter Euren Puppen einer, der heißt Kasperl; den möcht ich gar zu gern einmal in der Nähe sehen.“

„Den Wurst'l meinst?“ sagte Lisei, und schien sich eine Weile zu bedenken. „Nu, es ging scho; aber g'schwind mußt sein, eh' denn der Vater wieder da ist!“

Mit diesen Worten waren wir schon ins Haus getreten und liefen eilig die steile Wendeltreppe hin-

auf. — Es war fast dunkel in dem großen Saale; denn die Fenster, welche sämmtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtstreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„Komm!“ sagte Lisei und hob seitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich bestehende Verkleidung in die Höhe; wir schlüpften hindurch, und da stand ich in dem Wundertempel. — Aber, von der Rückseite betrachtet, und hier in der Tageshelle, sah er ziemlich kläglich aus; ein Gerüst aus Latten und Brettern, worüber einige bunt bekleckste Leinwandstücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa so täuschend an mir vorübergegangen war. — Doch, ich hatte mich zu früh beklagt; dort, an einem Eisendrahte, der von einer Coulisse nach der Wand hinübergespannt war, sah ich zwei der wunderbaren Puppen schweben; aber sie hingen mit dem Rücken gegen mich, so daß ich sie nicht erkennen konnte.

„Wo sind die anderen, Lisei?“ fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Gesellschaft auf einmal mir besehen.

„Hier im Kast'l," sagte Lisei und klopfte mit ihrer kleinen Faust auf eine im Winkel stehende Kiste; „die zwei da sind scho zug'richt; aber geh nur her dazu und schau's dir a; er is scho dabei, dei Freund, der Kasperl!"

Und wirklich, er war es selber. „Spielt denn der heute Abend auch wieder mit?" fragte ich.

„Freili, der is allimal dabei!"

Mit untergeschlagenen Armen stand ich und betrachtete meinen lieben lustigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an sieben Schnüren aufgehenkt; sein Kopf war vorn übergesunken, daß seine großen Augen auf den Fußboden stierten, und ihm die rothe Nase wie ein breiter Schnabel auf der Brust lag. „Kasperle, Kasperle," sagte ich bei mir selber, wie hängst du da elendiglich!" Da antwortete es ebenso: „Wart' nur, lieb's Brüderl, wart' nur bis heut Abend!" — War das auch nur so in meinen Gedanken, oder hatte Kasperl selbst zu mir gesprochen? —

Ich sah mich um. Das Lisei war fort; sie war wohl vor die Hausthür, um die Rückkehr ihres Vaters zu überwachen. Da hörte ich sie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: „Daß d'mir

aber nit an die Puppen rührst!“ — — Ja, — nun konnte ich es aber doch nicht lassen. Leise stieg ich auf eine neben mir stehende Bank und begann erst an der einen, dann an der anderen Schnur zu ziehen; die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme hoben sich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an ruckweise hin- und herzuschießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenspielerei doch kaum so leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten sich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle sie in dem neulichen Stück auch seitwärts ausgestreckt, ja daß er sie sogar über dem Kopfe zusammengeschlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich versuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal that es einen leisen Krach im Innern der Figur. „Halt!“ dachte ich; „Hand vom Brett! Da hättest du können Unheil anrichten!“

Leise stieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Lisei von außen in den Saal treten.

„G'schwind, g'schwind!“ rief sie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus: „'s

is eigentli nit Recht,“ fuhr sie fort, „daß i di eilass'n hab'; aber, gel', du hast doch dei Gaudi g'habt!“

Ich dachte an den leisen Krach von vorhin. „Ach, es wird ja nichts gewesen sein!“ Mit dieser Selbsttröstung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinterthür ins Freie.

So viel stand fest, der Kasper war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Lisei — was das für eine allerliebste Sprache führte! und wie freundlich sie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und sie hatte es ja auch selbst gesagt, daß sie es so heimlich vor ihrem Vater gethan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's gestehen — war diese Heimlichkeit mir grade nicht; im Gegentheil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeschmack, und es muß ein recht selbstgefälliges Lächeln auf meinem Gesicht gestanden haben, als ich durch die Linden- und Kastanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgersteig hinabschlenderte.

Allein zwischen solchen schmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre

immer jenen leisen Krach im Körper der Puppe; was ich auch vornahm, den ganzen Tag über konnte ich diesen, jetzt aus meiner eigenen Seele herauftönenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

* * *

Es hatte sieben Uhr geschlagen; im Schützenhofe war heute, am Sonntag Abend, Alles besetzt; ich stand diesmal hinten, fünf Schuh hoch über dem Fußboden, auf dem Doppelschillingplatze. Die Talglichter brannten in den Blechlampetten, der Stadtmusikus und seine Gesellen fiedelten; der Vorhang rollte in die Höhe.

Ein hochgewölbtes gothisches Zimmer zeigte sich. Vor einem aufgeschlagenen Folianten saß im langen schwarzen Talare der Doctor Faust und klagte bitter, daß ihm all' seine Gelehrsamkeit so wenig einbringe; keinen heilen Rock habe er mehr am Leibe und vor Schulden wisse er sich nicht zu lassen; so wolle er denn jetzo mit der Hölle sich verbinden. — „Wer ruft nach mir?" ertönte zu seiner Linken eine furchtbare Stimme von der Wölbung des Gemaches

herab. — „Faust, Faust, folge nicht!“ kam eine andere feine Stimme von der Rechten. — Aber Faust verschwor sich den höllischen Gewalten. — „Weh, weh deiner armen Seele!“ Wie ein seufzender Windeshauch klang es von der Stimme des Engels; von der Linken schallte eine gellende Lache durchs Gemach. — — Da klopfte es an die Thür. „Verzeihung, Eure Magnificenz!“ Faust's Famulus Wagner war eingetreten. Er bat, ihm für die grobe Hausarbeit die Annahme eines Gehülfen zu gestatten, damit er sich besser aufs Studiren legen könne. „Es hat sich,“ sagte er, „ein junger Mann bei mir gemeldet, welcher Kasperl heißt und gar fürtreffliche Qualitäten zu besitzen scheint.“ — Faust nickte gnädig mit dem Kopfe und sagte: „Sehr wohl, lieber Wagner, diese Bitte sei Euch gewährt.“ Dann gingen Beide mit einander fort. — —

„Pardauz!“ rief es; und da war er. Mit einem Satz kam er auf die Bühne gesprungen, daß ihm das Felleisen auf dem Buckel hüpfte.

— — „Gott sei gelobt!“ dachte ich; „er ist noch ganz gesund; er springt noch ebenso, wie vorigen Sonntag in der Burg der schönen Genovefa!“ Und

seltsam, so sehr ich ihn am Vormittage in meinen Gedanken nur für eine schmähliche Holzpuppe erklärt hatte, — mit seinem ersten Worte war der ganze Zauber wieder da.

Emsig spazierte er im Zimmer auf und ab. „Wenn mich jetzt mein Vater-Papa sehen thät," rief er, „der würd' sich was Rechts freuen! Immer pflegt' er zu sagen: Kasperl, mach', daß du dein' Sach' in Schwung bringst! — O jetzund hab' ich's in Schwung; denn ich kann mein' Sach' haushoch werfen!" — Damit machte er Miene, sein Felleisen in die Höhe zu schleudern; und es flog auch wirklich, da es am Draht gezogen wurde, bis an die Deckenwölbung hinauf; aber — Kasperle's Arme waren an seinem Leibe kleben geblieben; es ruckte und ruckte, aber sie kamen um keine Hand breit in die Höhe.

Kasperl sprach und that nichts weiter. — Hinter der Bühne entstand eine Unruhe, man hörte leise aber heftig sprechen, der Fortgang des Stückes war augenscheinlich unterbrochen.

Mir stand das Herz still; da hatten wir die Bescherung! Ich wäre gern fortgelaufen, aber ich schämte

mich. Und wenn gar dem Lisei meinetwegen etwas geschähe!

Da begann Kasperl auf der Bühne plötzlich ein klägliches Geheule, wobei ihm Kopf und Arme schlaff herunterhingen, und der Famulus Wagner erschien wieder und fragte ihn, warum er denn so lamentire.

„Ach, mei Zahnerl, mei Zahnerl!“ schrie Kasperl.

„Guter Freund,“ sagte Wagner, „so laß Er sich einmal in das Maul sehen!“ — Als er ihn hierauf bei der großen Nase packte und ihm zwischen die Kinnladen hineinschaute, trat auch der Doctor Faust wieder in das Zimmer. — „Verzeihen Eure Magnificenz,“ sagte Wagner, „ich werde diesen jungen Mann in meinem Dienst nicht gebrauchen können; er muß sofort in das Lazareth geschafft werden!“

„Is das a Wirthshaus?“ fragte Kasperle.

„Nein, guter Freund,“ erwiederte Wagner, „das ist ein Schlachthaus. Man wird ihm dort einen Weisheitszahn aus der Haut schneiden, und dann wird er seiner Schmerzen ledig sein.“

„Ach, du lieb's Herrgottl,“ jammerte Kasperl, „muß mi arm's Viecherl so ein Unglück treffen!

Ein Weisheitszahnerl, sagt Ihr, Herr Famulus? Das hat noch Keiner in der Famili gehabt! Da geht's wohl auch mit meiner Kasperlschaft zu End'?"

„Allerdings, mein Freund," sagte Wagner; „eines Dieners mit Weisheitszähnen bin ich baß entrathen; die Dinger sind nur für uns gelehrte Leute. Aber er hat ja noch einen Brudersſohn, der sich auch bei mir zum Dienst gemeldet hat. Vielleicht," und er wandte sich gegen den Doctor Faust, „erlauben Eure Magnificenz!"

Der Doctor Faust machte eine würdige Drehung mit dem Kopfe.

„Thut, was Euch beliebt, mein lieber Wagner," sagte er; „aber stört mich nicht weiter mit Euren Lappalien in meinem Studium der Magie!"

— —„Heere, mei Gutester," sagte ein Schneidergesell, der vor mir auf der Brüstung lehnte, zu seinem Nachbar, „das geheert ja nicht zum Stück; ich kenn's, ich hab' es vor ä Weilchen erst in Seifersdorf gesehn." — Der Andere aber sagte nur: „Halt's Maul, Leipziger!" und gab ihm einen Rippenstoß.

— — Auf der Bühne war indessen Kasperle, der zweite, aufgetreten. Er hatte eine unverkennbare

Aehnlichkeit mit seinem kranken Onkel, auch sprach er ganz genau wie dieser; nur fehlte ihm der bewegliche Daumen, und in seiner großen Nase schien er kein Gelenk zu haben.

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als das Stück nun ruhig weiter spielte, und bald hatte ich Alles um mich her vergessen. Der teuflische Mephistopheles erschien in seinem feuerfarbenen Mantel, das Hörnchen vor der Stirn, und Faust unterzeichnete mit seinem Blute den höllischen Vertrag:

„Vierundzwanzig Jahre sollst du mir dienen; dann will ich dein sein mit Leib und Seele."

Hierauf fuhren Beide in des Teufels Zaubermantel durch die Luft davon. Für Kasperle kam eine ungeheure Kröte mit Fledermausflügeln aus der Luft herab. „Auf dem höllischen Sperling soll ich nach Parma reiten?" rief er, und als das Ding wackelnd mit dem Kopfe nickte, stieg er auf und flog den Beiden nach.

— — Ich hatte mich ganz hinten an die Wand gestellt, wo ich besser über alle die Köpfe vor mir hinwegsehen konnte. Und jetzt rollte der Vorhang zum letzten Aufzug in die Höhe.

Endlich ist die Frist verstrichen. Faust und Kasper sind Beide wieder in ihrer Vaterstadt. Kasper ist Nachtwächter geworden; er geht durch die dunklen Straßen und ruft die Stunden ab:

„Hört ihr Herr'n und laßt euch sagen,
Meine Frau hat mich geschlagen;
Hüt't euch vor dem Weiberrock!
Zwölf ist der Klock! Zwölf ist der Klock!"

Von fern hört man eine Glocke Mitternacht schlagen. Da wankt Faust auf die Bühne; er versucht zu beten; aber nur Heulen und Zähneklappern tönt aus seinem Halse. Von oben ruft eine Donnerstimme:

„Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es!"

Eben fuhren in Feuerregen drei schwarzhaarige Teufel herab, um sich des Armen zu bemächtigen, da fühlte ich eins der Bretter zu meinen Füßen sich verschieben. Als ich mich bückte, um es zurecht zu bringen, glaubte ich aus dem dunklen Raume unter mir ein Geräusch zu hören; ich horchte näher hin; es klang wie das Schluchzen einer Kinderstimme. — „Lisei!" dachte ich; „wenn es Lisei wäre!" Wie ein

Stein fiel meine ganze Unthat mir wieder auf's Gewissen; was kümmerte mich jetzt der Doctor Faust und seine Höllenfahrt!

Unter heftigem Herzklopfen drängte ich mich durch die Zuschauer und ließ mich seitwärts an dem Brettergerüst herabgleiten. Rasch schlüpfte ich in den darunter befindlichen Raum, in welchem ich an der Wand entlang ganz aufrecht gehen konnte; aber es war fast dunkel, so daß ich mich an den überall untergestellten Latten und Balken stieß. „Lisei!" rief ich. Das Schluchzen, das ich eben noch gehört hatte, wurde plötzlich still; aber dort in dem tiefsten Winkel sah ich etwas sich bewegen. Ich tastete mich weiter bis an das Ende das Raumes, und — da saß sie, zusammengekauert, das Köpfchen in den Schooß gedrückt.

Ich zupfte sie am Kleide. „Lisei!" sagte ich leise, „bist du es? Was machst du hier?"

Sie antwortete nicht, sondern begann wieder vor sich hin zu schluchzen.

„Lisei!" fragte ich wieder; „was fehlt dir? So sprich doch nur ein einziges Wort!"

Sie hob den Kopf ein wenig. „Was soll i da

red'n!" sagte sie; „du weißt's ja von selber, daß du den Wurstl hast verdreht."

„Ja, Lisei!" antwortete ich kleinlaut; „ich glaub' es selber, daß ich das gethan habe."

— „Ja, du! — Und i hab dir's doch g'sagt!"

„Lisei, was soll ich thun?"

— „Nu, halt nix!"

„Aber was soll denn daraus werden?"

— „Nu, halt aa nix!" Sie begann wieder laut zu weinen. „Aber i, — wenn i z' Haus komm — da krieg i die Peitsch'n!"

„Du die Peitsche, Lisei!" — Ich fühlte mich ganz vernichtet. „Aber ist dein Vater denn so strenge?"

„Ach, mei gut's Vaterl!" schluchzte Lisei.

Also die Mutter! O wie ich, außer mir selber, diese Frau haßte, die immer mit ihrem Holzgesichte an der Casse saß!

Von der Bühne hörte ich Kasperl, den zweiten, rufen: „Das Stück ist aus! Komm Gret'l, laß uns Kehraus tanzen!" Und in demselben Augenblicke begann auch über unseren Köpfen das Scharren und Trappeln mit den Füßen, und bald polterte Alles von den Bänken herunter und drängte sich dem Aus-

gange zu; zuletzt kam der Stadtmusikus mit seinen Gesellen, wie ich aus den Tönen des Brummbasses hörte, mit dem sie beim Fortgehen an den Wänden anstießen. Dann allmälig wurde es still, nur hinten auf der Bühne hörte man noch die Tendler'schen Eheleute mit einander reden und wirthschaften. Nach einer Weile kamen auch sie in den Zuschauerraum; sie schienen erst an den Musikantenpulten, dann an den Wänden die Lichter auszuputzen; denn es wurde allmälig immer finsterer.

„Wenn i nur wüßt', wo die Lisei abblieben ist!" hörte ich Herrn Tendler zu seiner an der gegenüberliegenden Wand beschäftigten Frau hinüberrufen.

„Wo sollt' sie sein!" rief diese wieder; „'s ist 'n störrig Ding; ins Quartier wird sie gelaufen sein!"

„Frau," antwortete der Mann, „du bist auch zu wüst mit dem Kind gewesen; sie hat doch halt so a weich's Gemüth!"

„Ei was," rief die Frau; „ihr' Straf' muß sie hab'n; sie weiß recht gut, daß die schöne Marionett' noch von mei'm Vater selig ist! Du wirst sie nit wieder curiren, und der zweit' Kasper ist doch halt nur ein Nothknecht!"

Die lauten Wechselreden hallten in dem leeren Saale wieder. Ich hatte mich neben Lisei hingekauert; wir hatten uns bei den Händen gefaßt und saßen mäuschenstille.

„G'schieht mir aber schon recht," begann wieder die Frau, die eben grade über unseren Köpfen stand, „warum hab ich's gelitten, daß du das gotteslästerlich' Stück heute wieder aufgeführt hast! Mein Vater selig hat's nimmer wollen in seinen letzten Jahren!"

„Nu, nu, Resel!" rief Herr Tendler von der anderen Wand; „dein Vater war ein b'sondrer Mann. Das Stück giebt doch allfort eine gute Cassa; und ich mein', es ist doch auch a Lehr' und Beispiel für die vielen Gottlosen in der Welt!"

„Ist aber bei uns zum letzten Mal heut geb'n. Und nu red' mir nit mehr davon!" erwiederte die Frau.

Herr Tendler schwieg. — Es schien jetzt nur noch ein Licht zu brennen, und die beiden Eheleute näherten sich dem Ausgange.

„Lisei!" flüsterte ich, „wir werden eingeschlossen."

„Laß!" sagte sie, „i kann nit; ich geh ni furt!"

„Dann bleib ich auch!“

— „Aber dei Vater und Mutter!“

„Ich bleib' doch bei dir!“

Jetzt wurde die Thür des Saales zugeschlagen; dann ging's die Treppe hinab, und dann hörten wir, wie draußen auf der Straße die große Hausthür abgeschlossen wurde.

Da saßen wir denn. Wohl eine Viertelstunde saßen wir so, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden. Zum Glück fiel mir ein, daß sich noch zwei Heißewecken in meiner Tasche befanden, die ich für einen meiner Mutter abgebettelten Schilling auf dem Herwege gekauft und über all' dem Schauen ganz vergessen hatte. Ich steckte Lisei den einen in ihre kleinen Hände; sie nahm ihn schweigend, als verstehe es sich von selbst, daß ich das Abendbrod besorge, und wir schmausten eine Weile. Dann war auch das zu Ende. — Ich stand auf und sagte: „Laß uns hinter die Bühne gehen; da wird's heller sein; ich glaub', der Mond scheint draußen!“ Und Lisei ließ sich geduldig durch die kreuz und quer stehenden Latten von mir in den Saal hinausleiten.

Als wir hinter der Verkleidung in den Bühnen=

raum geschlüpft waren, schien dort vom Garten her das helle Mondlicht in die Fenster.

An dem Drahtseil, an dem am Vormittag nur die beiden Puppen gehangen hatten, sah ich jetzt alle, die vorhin im Stücke aufgetreten waren. Da hing der Doctor Faust, mit seinem scharfen blassen Gesicht, der gehörnte Mephistopheles, die drei kleinen schwarzhaarigen Teufelchen, und dort neben der geflügelten Kröte waren auch die beiden Kasperls. Ganz stille hingen sie da in der bleichen Mondscheinbeleuchtung; fast wie Verstorbene kamen sie mir vor. Der Hauptkasperl hatte zum Glück wieder seinen breiten Nasenschnabel auf der Brust liegen, sonst hätte ich geglaubt, daß seine Blicke mich verfolgen müßten.

Nachdem Lisei und ich eine Weile, nicht wissend, was wir beginnen sollten, an dem Theatergerüste umhergestanden und geklettert waren, lehnten wir uns neben einander auf die Fensterbank. — Es war Unwetter geworden; am Himmel, gegen den Mond stieg eine Wolkenbank empor; drunten im Garten konnte man die Blätter zu Haufen von den Bäumen wehen sehen.

„Guck,“ sagte Lisei nachdenklich, „wie's da aufi g'schwomma kimmt! Da kann mei alte gute Bas' nit mehr vom Himm'l abi schaun.“

„Was für eine alte Bas', Lisei?“ fragte ich.

— „Nu, wo i g'west bin, bis sie halt g'storb'n ist.“

Dann blickten wir wieder in die Nacht hinaus. — Als der Wind gegen das Haus und auf die kleinen undichten Fensterscheiben stieß, fing hinter mir an dem Drahtseil die stille Gesellschaft mit ihren hölzernen Gliedern an zu klappern. Ich drehte mich unwillkürlich um und sah nun, wie sie, vom Zugwind bewegt, mit den Köpfen wackelten und die steifen Arm' und Beine durch einander regten. Als aber plötzlich der kranke Kasperl seinen Kopf zurückschlug und mich mit seinen weißen Augen anstierte, da dachte ich, es sei doch besser, ein wenig an die Seite zu gehen.

Unweit vom Fenster, aber so, daß die Coulissen dort vor dem Anblick dieser schwebenden Tänzer schützen mußten, stand die große Kiste; sie war offen; ein paar wollene Decken, vermuthlich zum Verpacken der Puppen bestimmt, lagen nachlässig darüberhin geworfen.

Als ich mich eben dorthin begeben hatte, hörte ich Lisei vom Fenster her so recht aus Herzensgrunde gähnen.

„Bist du müde, Lisei?“ fragte ich.

„O, nei,“ erwiederte sie, indem sie ihre Aermchen fest zusammenschränkte; „aber i frier' halt!“

Und wirklich, es war kalt geworden in dem großen leeren Raume, auch mich fror. „Komm hierher!“ sagte ich, „wir wollen uns in die Decken wickeln.“

Gleich darauf stand Lisei bei mir und ließ sich geduldig von mir in die eine Decke wickeln; sie sah aus wie eine Schmetterlingspuppe, nur daß oben noch das allerliebste Gesichtchen herausguckte. „Weißt,“ sagte sie, und sah mich mit zwei großen müden Augen an, „i steig' ins Kistl, da hält's warm!“

Das leuchtete auch mir ein; im Verhältniß zu der wüsten Umgebung winkte hier sogar ein traulicher Raum, fast wie ein dichtes Stübchen. Und bald saßen wir armen thörichten Kinder wohlverpackt und dicht an einander geschmiegt in der hohen Kiste. Mit Rücken und Füßen hatten wir uns gegen die Seitenwände gestemmt; in der Ferne hörten wir die

schwere Saalthür in den Falzen klappen; wir aber saßen ganz sicher und behaglich.

„Friert dich noch, Lisei?“ fragte ich.

„Ka Bißerl!“

Sie hatte ihr Köpfchen auf meine Schulter sinken lassen; ihre Augen waren schon geschlossen. „Was wird mei gut's Vaterl — — —“ lallte sie noch; dann hörte ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen, daß sie eingeschlafen war.

Ich konnte von meinem Platze aus durch die oberen Scheiben des einen Fensters sehen. Der Mond war aus seiner Wolkenhülle wieder hervorgeschwommen, in der er eine Zeit lang verborgen gewesen war; die alte Bas' konnte jetzt wieder vom Himmel herunterschauen, und ich denke wohl, sie hat's recht gern gethan. Ein Streifen Mondlicht fiel auf das Gesichtchen, das nahe an dem meinen ruhte; die schwarzen Augenwimpern lagen wie seidene Fransen auf den Wangen, der kleine rothe Mund athmete leise, nur mitunter zuckte noch ein kurzes Schluchzen aus der Brust herauf; aber auch das verschwand; die alte Bas' schaute gar so mild vom Himmel. — Ich wagte mich nicht zu rühren. „Wie schön müßte

es sein," dachte ich, „wenn das Lisei deine Schwester wäre, wenn sie dann immer bei dir bleiben könnte!" Denn ich hatte keine Geschwister, und wenn ich auch nach Brüdern kein Verlangen trug, so hatte ich mir doch oft das Leben mit einer Schwester in meinen Gedanken ausgemalt, und konnte es nie begreifen, wenn meine Kameraden mit denen, die sie wirklich besaßen, in Zank und Schlägerei geriethen.

Ich muß über solchen Gedanken doch wohl eingeschlafen sein; denn ich weiß noch, wie mir allerlei wildes Zeug geträumt hat. Mir war, als säße ich mitten in dem Zuschauerraum; die Lichter an den Wänden brannten, aber Niemand außer mir saß auf den leeren Bänken. Ueber meinem Kopfe, unter der Balkendecke des Saales, ritt Kasperl auf dem höllischen Sperling in der Luft herum und rief ein Mal über's andere: „Schlimm's Brüderl! Schlimm's Brüderl!" oder auch mit kläglicher Stimme: „Mein Arm! Mein Arm!"

Da wurde ich von einem Lachen aufgeweckt, das über meinem Kopfe erschallte; vielleicht auch von dem Lichtschein, der mir plötzlich in die Augen fiel. „Nun seh mir einer dieses Vogelnest!" hörte ich die

Stimme meines Vaters sagen, und dann etwas bar-
scher: „Steig' heraus, Junge!"

Das war der Ton, der mich stets mechanisch in die Höhe trieb. Ich riß die Augen auf und sah meinen Vater und das Tendler'sche Ehepaar an unserer Kiste stehen; Herr Tendler trug eine brennende Laterne in der Hand. Meine Anstrengung, mich zu erheben, wurde indessen durch Lisei vereitelt, die, noch immer fortschlafend, mit ihrer ganzen kleinen Last mir auf die Brust gesunken war. Als sich aber jetzt zwei knochige Arme ausstreckten, um sie aus der Kiste herauszuheben, und ich das Holzgesicht der Frau Tendler sich auf uns niederbeugen sah, da schlug ich die Arme so ungestüm um meine kleine Freundin, daß ich dabei der guten Frau fast ihren alten italienischen Strohhut vom Kopfe gerissen hätte.

„Nu nu, Bub!" rief sie und trat einen Schritt zurück; ich aber, aus unserer Kiste heraus, erzählte mit geflügelten Worten, und ohne mich dabei zu schonen, was am Vormittag geschehen war.

„Also, Madame Tendler," sagte mein Vater, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, und machte zugleich eine sehr verständliche Handbewegung, „da

könnten Sie es mir ja wohl überlassen, dieses Geschäft allein mit meinem Jungen abzumachen."

„Ach ja, ach ja!" rief ich eifrig, als wenn mir soeben der angenehmste Zeitvertreib verheißen wäre.

Lisei war indessen auch erwacht und von ihrem Vater auf den Arm genommen worden. Ich sah, wie sie die Arme um seinen Hals schlang und ihm bald eifrig ins Ohr flüsterte, bald ihm zärtlich in die Augen sah oder wie betheuernd mit dem Köpfchen nickte. Gleich darauf ergriff auch der Puppenspieler die Hand meines Vaters. „Lieber Herr," sagte er, „die Kinder bitten für einander. Mutter, du bist ja auch nit gar so schlimm! Lassen wir es diesmal halt dabei!"

Madame Tendler sah indeß noch immer unbeweglich aus ihrem großen Strohhute. „Du magst selb' schauen, wie du ohne den Kasperl fertig wirst!" sagte sie mit einem strengen Blick auf ihren Mann.

In dem Antlitz meines Vaters sah ich ein gewisses lustiges Augenzwinkern, das mir Hoffnung machte, es werde das Unwetter diesmal so an mir vorüberziehen; und als er jetzt sogar versprach, am anderen Tage seine Kunst zur Herstellung des In-

validen aufzubieten und dabei Madame Tendler's italienischer Strohhut in die holdseligste Bewegung gerieth, da war ich sicher, daß wir beiderseits im Trocknen waren.

Bald marschirten wir unten durch die dunklen Gassen, Herr Tendler mit der Laterne voran, wir Kinder Hand in Hand den Alten nach. — Dann: „Gut' Nacht, Paul! Ach, will i schlaf'n!" Und weg war das Lisei; ich hatte gar nicht gemerkt, daß wir schon bei unseren Wohnungen angekommen waren.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit seinem Töchterchen schon in unserer Werkstatt. „Nun, Herr College," sagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe untersuchte, „das sollte denn doch schlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burschen hier nicht wieder auf die Beine brächten!"

„Gel', Vater," rief das Lisei, „da werd' aa die Mutter nit mehr brummin."

Herr Tendler strich zärtlich über das schwarze

Haar des Kindes; dann wendete er sich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabsichtigten Reparatur aus einander setzte. „Ach, lieber Herr,“ sagte er, „ich bin kein Mechanikus, den Titel hab’ ich nur so mit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzschnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater selig — Sie haben gewiß von ihm gehört — das war halt einer, und mein Reserl hat noch allweg ihr klein’s Gaudi, daß sie die Tochter vom berühmten Puppenspieler Geiselbrecht ist. Der hat auch die Mechanik in dem Kasperl da g’macht; ich hab’ ihm derzeit nur’s G’sichtl ausgeschnitten.“

„Ei nun, Herr Tendler,“ erwiederte mein Vater, „das ist ja auch schon eine Kunst. Und dann — sagt mir nur, wie war’s denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandthat meines Jungen da so mitten in dem Stück zum Vorschein kam?“

Das Gespräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendler’s gutmüthigem Angesichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des Puppenspielers. „Ja, lieber Herr,“ sagte er, „da hat

man halt für solche Fäll' sein Gspaßerl in der Taschen! Auch ist da noch so ein Bruderssöhnerl, ein Wurstl Nummer Zwei, der grad 'ne solche Stimm' hat, wie dieser da!"

Ich hatte indessen die Lisei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unserem Garten entkommen. Hier unter der Linde saßen wir, die auch über uns Beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet; nur blühten damals nicht mehr die rothen Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß noch wohl, es war ein sonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Gespräch mit dem Puppenspielerkinde; sie hatte denn doch auch so ihre kleine Neugierde.

Wie es denn heiße, fragte sie, und ob es denn schon immer so von Stadt zu Stadt gefahren sei? — — Ja, Lisei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch schon oft genug gesagt — aber dies sei seine erste Reis'; drum könne es auch das Hochdeutsch noch nit so völlig firti krieg'n. — — Ob es denn auch zur Schule gegangen sei? — — Freili; es sei scho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Stricken habe es von seiner alten Bas' gelernt; die habe auch

so a Gärtl g'habt, da drin hätten sie zusammen auf dem Bänkerl gesessen; nun lerne es bei der Mutter, aber die sei gar streng!

Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte sie das Lisei wieder. — — Ja, das wüßt es nit, das käme auf die Mutter an; doch pflegten sie so ein vier Wochen am Ort zu bleiben. — — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreise habe? denn so im October würde es schon kalt auf dem offenen Wägelchen. — — Nun, meinte Lisei, ein Mäntelchen habe sie schon, aber ein dünnes sei es nur; es hab' sie auch schon darin gefroren auf der Herreis'.

Und jetzt befand sich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich sie schon lange hatte zusteuern sehen. „Hör', kleine Lisei," sagte sie, „ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein schlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachsen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtschneidern könnte. Komm nur morgen wieder, Lisei, da steckt ein warmes Mäntelchen für dich darin."

Lisei wurde roth vor Freude und hatte im Umsehen meiner Mutter die Hand geküßt, worüber diese ganz verlegen wurde; denn du weißt, hier zu Lande verstehen wir uns schlecht auf solche Narretheien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkstatt. „Für diesmal gerettet," rief mein Vater; „aber!" — — Der warnend gegen mich geschüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umschlagetuch; denn, um den kaum Genesenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zujauchzen der Gassenjugend zu bewahren, das ihn auf seinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasperl jetzt sorgsam eingehüllt; dann nahm Lisei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Lisei an der Hand und so, unter Dankesversicherungen, zogen sie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

* * *

Und nun begann eine Zeit des schönsten Kinderglückes. — Nicht nur am anderen Vormittage, sondern auch an den folgenden Tagen kam das Lisei;

denn sie hatte nicht abgelassen, bis ihr gestattet worden, auch selbst an ihrem neuen Mäntelchen zu nähen. Zwar war's wohl mehr nur eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber sie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich angehalten sein. Ein paar Mal setzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißens Kinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auction für mich gekauft hatte, zum Entzücken Lisei's, der solche Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. „Das is' g'schickt!" oder „Ei du, was geit's für Sachan auf der Welt!" Dergleichen Worte rief sie oft dazwischen und legte die Hände mit ihrer Näharbeit in den Schooß. Mitunter sah sie mich auch von unten mit ganz klugen Augen an und sagte: „Ja, wenn's Geschichtl nur nit derlog'n is!" — Mir ist's als hörte ich es noch heute."

— — Der Erzähler schwieg, und in seinem schönen männlichen Antlitz sah ich einen Ausdruck stillen Glückes, als sei das Alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder.

„Meine Schularbeiten machte ich niemals besser,

als in jener Zeit; denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich strenger als je überwachte und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenspielerleuten nur um den Preis eines strengen Fleißes erhalten könne. „Es sind reputirliche Leute, die Tendlers," hörte ich einmal meinen Vater sagen; „der Schneiderwirth drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; sie zahlen jeden Morgen ihre Zeche; nur, meinte der Alte, sei es leider blitzwenig, was sie draufgehen ließen. — Und das," setzte mein Vater hinzu, „gefällt mir besser, als dem Herbergsvater; sie mögen an den Nothpfennig denken, was sonst nicht die Art solcher Leute ist." — — Wie gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren sie jetzt Alle; sogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — Abends an ihrer Casse vorbei in den Saal schlüpfte. — Und wie rannte ich jetzt Vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hause traf ich das Lisei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo sie allerlei kleine Dienste für sie zu verrichten wußte, oder es saß auf der Bank im Garten, mit einem

Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand. Und bald wußte ich sie auch in meinem Dienste zu beschäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zusammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabsichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerseits ein Marionetten-Theater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausschnitzen der Puppen, wobei Herr Tendler, nicht ohne eine gutmüthige Schelmerei in seinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmesser mit Rath und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der That eine mächtige Kasperle-Nase aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererseits der Nankinganzug des „Wurstl" mir zu wenig interessant erschien, so mußte indessen das Lisei aus „Fetzeln", die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müssen, gold- und silberbesetzte Mäntel und Wämser für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit seiner kurzen Pfeife aus der Werkstatt zu uns, ein Geselle meines Vaters, der, so lang ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Messer aus der Hand und gab durch ein paar

Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber schon wollte meiner Phantasie selbst der Tendler'sche Haupt- und Principalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas Anderes leisten; für den meinigen ersann ich noch drei weitere, nie dagewesene und höchst wirkungsvolle Gelenke, er sollte seitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht schließlich über all' seinen Gelenken schon in der Geburt zu Grunde gegangen wäre. Auch sollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried, noch irgend ein anderer Held des Puppenspiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferstehung gelangen. — Besser glückte es mir mit dem Bau einer unterirdischen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Lisei auf einem Bänkchen zusammensaß und ihr bei dem spärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fensterscheibe fiel, die Geschichten aus dem Weiße-schen Kinderfreunde vorlas, die sie immer von Neuem hören konnte. Meine Kameraden neckten mich wohl und schalten mich einen Mädchenknecht, weil ich statt

wie sonst mit ihnen, jetzt mit der Puppenspielertochter meine Zeit zubrachte. Mich kümmerte das wenig; wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuste.

— — Aber Alles im Leben ist nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgespielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; sie rüsteten sich zum Weiterziehen.

Und so stand ich denn an einem stürmischen Octobernachmittage draußen vor unserer Stadt auf dem hohen Haiderücken, sah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Osten in die kahle Gegend hinausläuft, bald sehnsüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunst und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kisten darauf und dem munteren braunen Pferde in der Gabeldeichsel. Herr Tendler saß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Lisei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. — Ich hatte schon vor der Herberge von ihnen Abschied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um sie Alle noch einmal zu sehen und um

Lisei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, den Band von Weißens Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch eine Düte mit Kuchen hatte ich um einige ersparte Sonntags-Sechslinge für sie eingehandelt. — „Halt! Halt!“ rief ich jetzt und stürzte von meinem Haidehügel auf das Fuhrwerk zu. — Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune stand, und ich reichte Lisei meine kleinen Geschenke in den Wagen, die sie neben sich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu sagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demselben Augenblicke peitschte auch schon Herr Tendler auf sein Pferdchen. „Ade, mein Bub! Bleib' brav, und dank' aa no schön dei'm Vaterl und dei'm Mutterl!“

„Ade! Ade!“ rief das Lisei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an seinem Halse bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren sie, in die weite Welt hinaus.

Ich war wieder am Rande des Weges emporgestiegen, und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den stäubenden Sand dahinzog. Immer

schwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch sah ich ein weißes Tüchelchen um die Kisten flattern; dann allmälig verlor es sich mehr in den grauen Herbstnebeln. — Da fiel es plötzlich wie eine Todesangst mir auf das Herz; du siehst sie nimmer, nimmer wieder! — — „Lisei!" schrie ich, „Lisei!" — Als aber dessen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landstraße, der nur noch im Nebel schwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entschwand, da rannte ich wie unsinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten sich mit Sand; aber so weit ich laufen mochte, ich sah nichts Anderes, als die öde baumlose Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber stand. — Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hause wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als sei die ganze Stadt indessen ausgestorben. Es war eben der erste Abschied meines Lebens.

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbst wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unserer Stadt flogen, und drüben vor der Schneiderherberge die ersten gelben Blätter von den

Lindenbäumen wehten, dann saß ich wohl manches Mal auf unserer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde.

Aber ich wartete umsonst; das Lisei kam nicht wieder.

Es war um zwölf Jahre später. — Ich hatte nach der Rechenmeisterschule, wie es damals manche Handwerkersöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unserer Gelehrtenschule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch diese Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Lesen guter Bücher beschäftigte, war vorübergegangen. Jetzt, nach dreijähriger Wanderschaft, befand ich mich in einer mitteldeutschen Stadt. Es war streng katholisch dort, und in dem Punkte verstanden sie keinen Spaß; wenn man vor ihren Processionen, die mit Gesang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht selbst den Hut abnahm, so wurde er einem auch wohl herunter ge-

schlagen; sonst aber waren es gute Leute. — Die Frau Meisterin, bei der ich in Arbeit stand, war eine Wittwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgesetzen vorgeschriebenen Wanderjahre bei der späteren Bewerbung um das Meisterrecht nachweisen zu können. Ich hatte es gut in diesem Hause; die Frau that mir, wovon sie wünschen mochte, daß es in der Ferne andere Leute an ihrem Kinde thun möchten, und bald war unter uns das Vertrauen so gewachsen, daß das Geschäft so gut wie ganz in meinen Händen lag. — Jetzt steht unser Joseph dort bei ihrem Sohn in Arbeit, und die Alte, so hat er oft geschrieben, hätschelt mit ihm, als wäre sie die leibhaftige Großmutter zu dem Jungen. — — Nun, damals saß ich eines Sonntagnachmittags mit meiner Frau Meisterin in der Wohnstube, deren Fenster der Thür des großen Gefangenhauses gegenüberlagen. Es war im Januar; das Thermometer stand zwanzig Grade unter Null; draußen auf der Gasse war kein Mensch zu sehen; mitunter kam der Wind pfeifend von den nahen Bergen herunter und jagte kleine Eisstücke klingend über das Straßenpflaster.

„Da behagt'n warmes Stübchen und'n heißes Schälchen Kaffee," sagte die Meisterin, indem sie mir die Tasse zum dritten Male vollschenkte.

Ich war ans Fenster getreten. Meine Gedanken gingen in die Heimath; nicht zu lieben Menschen, die hatte ich dort nicht mehr, das Abschiednehmen hatte ich jetzt gründlich gelernt. Meiner Mutter war mir noch vergönnt gewesen selbst die Augen zu-zudrücken; vor einigen Wochen hatte ich nun auch den Vater verloren, und bei dem damals noch so lang-wierigen Reisen hatte ich ihn nicht einmal zu seiner Ruhestatt begleiten können. Aber die väterliche Werkstatt wartete auf den Sohn ihres heimgegange-nen Meisters. Indeß, der alte Heinrich war noch da und konnte mit Genehmigung der Zunftmeister die Sache schon eine kurze Zeit lang aufrecht halten; und so hatte ich denn auch meiner guten Meisterin versprochen, noch ein paar Wochen bis zum Eintref-fen ihres Sohnes bei ihr auszuhalten. Aber Ruhe hatte ich nicht mehr, das frische Grab meines Vaters duldete mich nicht länger in der Fremde.

In diesen Gedanken unterbrach mich eine scharfe scheltende Stimme drüben von der Straße her. Als

ich aufblickte, sah ich das schwindsüchtige Gesicht des Gefängnißinspectors sich aus der halb geöffneten Thür des Gefangenhauses hervorrecken; seine erhobene Faust drohte einem jungen Weibe, das, wie es schien, fast mit Gewalt in diese sonst gefürchteten Räume einzudringen strebte.

„Wird wohl was Liebes drinnen haben," sagte die Meisterin, die von ihrem Lehnstuhle aus ebenfalls dem Vorgange zugesehen hatte; „aber der alte Sünder drüben hat kein Herz für die Menschheit."

„Der Mann thut wohl nur seine Pflicht, Frau Meisterin," sagte ich, noch immer in meinen eigenen Gedanken.

„Ich möcht' nicht solche Pflicht zu thun haben," erwiederte sie, und lehnte sich fast zornig in ihren Stuhl zurück.

Drüben war indeß die Thür des Gefangenhauses zugeschlagen, und das junge Weib, nur mit einem kurzen wehenden Mäntelchen um die Schultern und einem schwarzen Tüchelchen um den Kopf geknotet, ging langsam die übereis'te Straße hinab. — Die Meisterin und ich waren schweigend auf unserem Platz geblieben; ich glaube — denn auch meine Theil-

nahme war jetzt erweckt —, es war uns Beiden, als ob wir helfen müßten und nur nicht wüßten, wie.

Als ich eben vom Fenster zurücktreten wollte, kam das Weib wieder die Straße herauf. Vor der Thür des Gefangenhauses blieb sie stehen und setzte zögernd einen Fuß auf den zur Schwelle führenden Treppenstein; dann aber wandte sie den Kopf zurück, und ich sah ein junges Antlitz, dessen dunkle Augen mit dem Ausdruck rathlosester Verlassenheit über die leere Gasse streiften; sie schien doch nicht den Muth zu haben, noch einmal der drohenden Beamtenfaust entgegenzutreten. Langsam und immer wieder nach der geschlossenen Thür zurückblickend, setzte sie ihren Weg fort; man sah es deutlich, sie wußte selbst nicht, wohin. Als sie jetzt aber an der Ecke der Gefangenanstalt in das nach der Kirche hinaufführende Gäßchen einbog, riß ich unwillkürlich meine Mütze vom Thürhaken, um ihr nachzugehen.

„Ja, ja, Paulsen, das ist das Rechte!" sagte die gute Meisterin; „geht nur, ich werde derweil den Kaffee wieder heiß setzen!"

Es war grimmig kalt, als ich aus dem Hause trat; Alles schien wie ausgestorben; von dem Berge,

der am Ende der Straße die Stadt überragt, sah fast drohend der schwarze Tannenwald herab; vor den Fensterscheiben der meisten Häuser saßen die weißen Eisgardinen; denn nicht Jeder hatte, wie meine Meisterin, die Gerechtigkeit von fünf Klaftern Holz auf seinem Hause. — Ich ging durch das Gäßchen nach dem Kirchenplatz; und dort vor dem großen hölzernen Crucifixe auf der gefrorenen Erde lag das junge Weib, den Kopf gesenkt, die Hände in den Schooß gefaltet. Ich trat schweigend näher; als sie aber jetzt zu dem blutigen Antlitz des Gekreuzigten aufblickte, sagte ich: „Verzeiht mir, wenn ich Eure Andacht unterbreche; aber Ihr seid wohl fremd in dieser Stadt?"

Sie nickte nur, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Ich möchte Euch helfen," begann ich wieder; „sagt mir nur, wohin Ihr wollt!"

„I weiß nit mehr, wohin," sagte sie tonlos und ließ das Haupt wieder auf ihre Brust sinken.

„Aber in einer Stunde ist es Nacht; in diesem Todtenwetter könnt Ihr nicht länger auf der offenen Straße bleiben!

„Der liebi Gott wird helfen," hörte ich sie leise sagen.

„Ja, ja," rief ich, „und ich glaube fast, er hat mich selbst zu Euch geschickt!"

Es war, als habe der stärkere Klang meiner Stimme sie erweckt; denn sie erhob sich und trat zögernd auf mich zu; mit vorgestrecktem Halse näherte sie ihr Gesicht mehr und mehr dem meinen, und ihre Blicke drangen auf mich ein, als ob sie mich damit erfassen wollte. „Paul!" rief sie plötzlich, und wie ein Jubelruf flog das Wort aus ihrer Brust — „Paul! ja di schickt mir der liebi Gott!"

Wo hatte ich meine Augen gehabt! Da hatte ich es ja wieder, mein Kindsgespiel, das kleine Puppenspieler-Lisei! Freilich, eine schöne schlanke Jungfrau war es geworden, und auf dem sonst so lachenden Kindergesicht lag jetzt, nachdem der erste Freudenstrahl darüberhin geflogen, der Ausdruck eines tiefen Kummers.

„Wie kommst du so allein hierher, Lisei?" fragte ich. „Was ist geschehen? wo ist denn dein Vater?"

„Im Gefängniß, Paul."

„Dein Vater, der gute Mann! — Aber komm

mit mir; ich stehe hier bei einer braven Frau in Arbeit; sie kennt dich, ich habe ihr oft von dir erzählt."

Und Hand in Hand, wie einst als Kinder, gingen wir nach dem Hause meiner guten Meisterin, die uns schon vom Fenster aus entgegensah. „Das Lisei ist's!" rief ich, als wir in die Stube traten, „denkt Euch, Frau Meisterin, das Lisei!"

Die gute Frau schlug die Hände über ihre Brust zusammen. „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns! das Lisei! — also so hat's ausgeschaut! — Aber," fuhr sie fort, „wie kommst denn du mit dem alten Sünder da zusammen?" — und sie wies mit dem ausgestreckten Finger nach dem Gefangenhause drüben — „der Paulsen hat mir doch gesagt, daß du ehrlicher Leute Kind bist!"

Gleich darauf aber zog sie das Mädchen weiter in die Stube hinein und drückte sie in ihren Lehnstuhl nieder, und als jetzt Lisei ihre Frage zu beantworten anfing, hielt sie ihr schon eine dampfende Tasse Kaffee an die Lippen.

„Nun trink einmal," sagte sie, „und komm erst wieder zu dir; die Händchen sind dir ja ganz verklommen."

Und das Lisei mußte trinken, wobei ihr zwei helle Thränen in die Tasse rollten, und dann erst durfte sie erzählen.

Sie sprach jetzt nicht, wie einst und wie vorhin in der Einsamkeit ihres Kummers, in dem Dialekt ihrer Heimath, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unsere Küste hier hinabgekommen, so hatten sie sich doch meistens in dem mittleren Deutschland aufgehalten. Schon vor einigen Jahren war die Mutter gestorben. „Verlaß den Vater nicht!“ das hatte sie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüstert, „sein Kindesherz ist zu gut für diese Welt.“

Lisei brach bei dieser Erinnerung in heftiges Weinen aus; sie wollte nicht einmal von der aufs Neue vollgeschenkten Tasse trinken, mit der die Meisterin ihre Thränen zu stillen gedachte, und erst nach einer ziemlichen Weile konnte sie weiter berichten.

Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erste Arbeit gewesen, an deren Stelle sich die Frauenrollen in den Puppenspielen von ihrem Vater einlernen zu lassen. Dazwischen waren die Bestattungs-

feierlichkeiten besorgt und die ersten Seelenmessen für die Todte gelesen; dann, das frische Grab hinter sich lassend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgespielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie sie sonst noch heißen mochten.

So waren sie gestern auf der Reise in ein großes Kirchdorf gekommen, wo sie ihre Mittagsrast gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tische, an welchem sie ihr bescheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen festen Schlaf gesunken, während Lisei draußen die Fütterung ihres Pferdes besorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohlverpackt, waren sie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„Aber wir kamen nit weit," erzählte Lisei; „gleich hinterm Dorf ist ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordio't. Aus dem Tischkasten sollt' dem Wirth ein Beutel mit Geld gestohlen sein, und mein unschuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort gewesen! Ach, wir haben kei

Heimath, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns Niemand nit!“

„Kind, Kind,“ sagte die Meisterin, indem sie zu mir hinüberwinkte, „versündige dich auch nicht!“

Ich aber schwieg, denn Lisei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage. — Sie hatten in das Dorf zurückgemußt; das Fuhrwerk mit Allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden; der alte Tendler aber hatte die Weisung erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutraben. Lisei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewiesen, war in einiger Entfernung hinterher gegangen, in der Zuversicht, daß sie wenigstens, bis der liebe Gott die Sache aufkläre, das Gefängniß ihres Vaters werde theilen können. Aber — auf ihr ruhte kein Verdacht; mit Recht hatte der Inspector sie als eine Zudringliche von der Thür gejagt, die auf ein Unterkommen in seinem Hause nicht den geringsten Anspruch habe.

Lisei wollte das zwar noch immer nicht begreifen; sie meinte, das sei ja härter als alle Strafe, die später doch gewiß den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde; aber, fügte sie gleich hinzu, sie wolle

ihm auch so harte Straf' nit wünschen, wenn nur die Unschuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der werd's gewiß nit überleben!

Ich besann mich plötzlich, daß ich sowohl dem alten Corporal da drüben, als auch dem Herrn Criminal-commissarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann sei; denn dem Einen hielt ich seine Spinnmaschinen in Ordnung, dem Anderen schärfte ich seine kostbaren Federmesser; durch den Einen konnte ich wenigstens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem Anderen konnte ich ein Leumundszeugniß für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beschleunigung der Sache veranlassen. Ich bat Lisei, sich zu gedulden, und ging sofort in das Gefangenhaus hinüber.

Der schwindsüchtige Inspector schalt auf die unverschämten Weiber, die immer zu ihren spitzbübischen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes solche Titel, so lange sie ihm nicht durch das Gericht „von Rechts wegen" beigelegt seien, was, wie ich sicher wisse, nie geschehen werde; und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, stiegen wir zusammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

In dem alten Gefangenhause war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunst schlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Corridor schritten, von welchem aus zu beiden Seiten Thür an Thür in die einzelnen Gefangenzellen führte. An einer derselben, fast zu Ende des Ganges, blieben wir stehen; der Inspector schüttelte sein großes Schlüsselbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Thür und wir traten ein.

In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, stand die Gestalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken schien, das grau und trübselig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenster auf ihn herabdämmerte. An seinem Haupte bemerkte ich sogleich die kleinen abstehenden Haarspieße; nur hatten sie, wie jetzt draußen die Natur, sich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unserem Eintritt wandte der kleine Mann sich um.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?“ fragte ich.

Er sah flüchtig nach mir hin. „Nein, lieber Herr,“ erwiederte er, „hab' nicht die Ehre.“

Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterstadt und sagte: „Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunstreichen Kasperl verdrehte!"

„O, schad't nichts, gar nichts!" erwiederte er verlegen und machte mir einen Diener; „ist lange schon vergessen."

Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn seine Lippen bewegten sich, als spräche er zu sich selber von ganz anderen Dingen.

Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin sein Lisei aufgefunden habe, und jetzt erst sah er mich mit offenen Augen an. „Gott Dank! Gott Dank!" sagte er und faltete die Hände. „Ja, ja, das kleine Lisei und der kleine Paul, die spielten derzeit mit einander! — Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch schon; das herzige Gsichtl von dem frischen Bubn, das schaut da no heraus!" Er nickte mir so innig zu, daß die weißen Haarspießchen auf seinem Kopfe bebten. „Ja, ja, da drunten an der See bei Euch; wir sind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geiselbrecht dabei! „„Joseph!"" pflegte sie zu sagen, „„wenn

nur die Menschen aa so Dräht' an ihre Köpf' hätten, da könnt'st du aa mit ihne firti werdn!"" — Hätt' sie nur heute noch gelebt, sie hätten mich nicht eingesperrt. Du lieber Gott; ich bin kein Dieb, Herr Paulsen."

Der Inspector, der draußen vor der angelehnten Thür im Gange auf- und abging, hatte schon ein paar Mal mit seinem Schlüsselbunde gerasselt. Ich suchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, sich bei seinem ersten Verhöre auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet sei.

Als ich wieder zu meiner Meisterin in die Stube trat, rief diese mir entgegen: „Das ist ein trotzigs Mädel, Paulsen; da helft mir nur gleich ein wenig; ich hab' ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber sie will fort, in die Bettelherberg' oder Gott weiß wohin!"

Ich fragte Lisei, ob sie ihre Pässe bei sich habe.

„Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen!"

„So wird kein Wirth dir seine Thür aufmachen," sagte ich, „das weißt du selber wohl."

Sie wußte es freilich, und die Meisterin schüt-

telte ihr vergnügt die Hände. „Ich denk' wohl," sagte sie, „daß du dein eignes Köpfchen hast; der da hat mir's haarklein erzählt, wie Ihr zusammen in der Kiste habt gesessen; aber so leicht wärst du doch nicht von mir fortgekommen!"

Das Lisei sah etwas verlegen vor sich nieder; dann aber fragte sie mich hastig aus nach ihrem Vater. Nachdem ich ihr Bescheid gegeben hatte, erbat ich mir ein paar Bettstücke von der Meisterin, nahm von den meinigen noch etwas hinzu, und trug es selbst hinüber in die Zelle des Gefangenen, wozu ich vorhin von dem Inspector die Erlaubniß erhalten hatte. — So konnten wir, als nun die Nacht herankam, hoffen, daß im warmen Bette und auf dem besten Ruhekissen, das es in der Welt giebt, auch unseren alten Freund in seiner öden Kammer ein sanfter Schlaf erquicken werde.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich eben, um zum Herrn Criminalcommissarius zu gehen, auf die Straße trat, kam von drüben der Inspector in seinen Mor=

genpantoffeln auf mich zugeschritten. „Ihr habt Recht gehabt, Paulsen,“ sagte er mit seiner gläsernen Stimme, „für dies Mal ist's kein Spitzbube gewesen; den richtigen haben sie soeben eingebracht; Euer Alter wird noch heute entlassen werden.“

Und richtig, nach einigen Stunden öffnete sich die Thür des Gefangenhauses, und der alte Tendler wurde von der commandirenden Stimme des Inspectors zu uns hinübergewiesen. Da das Mittagsessen eben aufgetragen war, so ruhte die Meisterin nicht, bis auch er seinen Platz am Tische eingenommen hatte; aber er berührte die Speisen kaum, und wie sie sich auch um ihn bemühen mochte, er blieb wortkarg und in sich gekehrt neben seiner Tochter sitzen; nur mitunter bemerkte ich, wie er deren Hand nahm und sie zärtlich streichelte. Da hörte ich draußen vom Thore her ein Glöckchen bimmeln; ich kannte es ganz genau, aber es läutete mir weit her aus meiner Kinderzeit.

„Lisei!“ sagte ich leise.

„Ja, Paul, ich hör' es wohl.“

Und bald standen wir Beide draußen vor der Hausthür. Siehe, da kam es die Straße herab, das

Wägelchen mit den beiden hohen Kisten, wie ich daheim es mir so oft gewünscht hatte. Ein Bauerbursche ging nebenher mit Zügel und Peitsche in der Hand; aber das Glöckchen bimmelte jetzt am Halse eines kleinen Schimmels.

„Wo ist das Braunchen geblieben?" fragte ich Lisei.

„Das Braunchen," erwiederte sie, „das ist uns eines Tags vor'm Wagen hingefallen; der Vater hat sogleich den Thierarzt aus dem Dorf geholt; aber es hat nimmer leben können."

Bei diesen Worten stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Was fehlt dir, Lisei?" fragte ich; „es ist ja nun doch Alles wieder gut!"

Sie schüttelte den Kopf. „Mein Vaterl gefallt mir nit; er ist so still; die Schand', er verwind't es nit."

— — Und Lisei hatte mit ihren treuen Tochteraugen recht gesehen. Als kaum die Beiden in einem kleinen Gasthause untergebracht waren, und der Alte schon seine Pläne zur Weiterfahrt entwarf — denn hier wollte er jetzt nicht vor die Leute treten — da

zwang ihn ein Fieber, im Bett zu bleiben! Bald mußten wir einen Arzt holen, und es entwickelte sich ein längeres Krankenlager. In Besorgniß, daß sie dadurch in Noth gerathen könnten, bot ich Lisei meine Geldmittel zur Hülfe an; aber sie sagte: „I nimm's ja gern von dir; doch sorg nur nit, wir sind nit gar so karg." Da blieb mir denn nichts Anderes zu thun, als in der Nachtwache mit ihr zu wechseln, oder, als es dem Kranken besser ging, am Feierabend ein Stündchen an seinem Bett zu plaudern.

So war die Zeit meiner Abreise herangenaht, und mir wurde das Herz immer schwerer. Es that mir fast weh, das Lisei anzusehen; denn bald fuhr es ja auch mit seinem Vater von hier wieder in die weite Welt hinaus. Wenn sie nur eine Heimath gehabt hätten! Aber wo waren sie zu finden, wenn ich Gruß und Nachricht zu ihnen senden wollte! Ich dachte an die zwölf Jahre seit unserem ersten Abschied; — sollte wieder so lange Zeit vergehen, oder am Ende gar das ganze Leben?

„Und grüß mir aa dein Vaterhaus, wenn du heimkommst!" sagte Lisei, da sie am letzten Abend mich an die Hausthür begleitet hatte. „Ich seh's

mit mein' Augen, das Bänkerl vor der Thür, die Lind' im Gartl; ach, i vergiß es nimmer; so lieb hab ich's nit wieder g'funden in der Welt!"

Als sie das sagte, war es mir, als leuchte aus dunkler Tiefe meine Heimath zu mir auf; ich sah die zärtlichen Augen meiner Mutter, das feste ehrliche Antlitz meines Vaters. „Ach Lisei," sagte ich, „wo ist denn jetzt mein Vaterhaus! es ist ja Alles öd' und leer."

Lisei antwortete nicht; sie gab mir nur die Hand und blickte mich mit ihren guten Augen an.

Da war mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter sagen: „Halte diese Hand fest, und kehre mit ihr zurück, so hast du deine Heimath wieder!" — und ich hielt die Hand fest und sagte: „Kehr' du mit mir zurück, Lisei, und laß uns zusammen versuchen, ein neues Leben in das leere Haus zu bringen, ein so gutes, wie es die geführt haben, die ja auch dir einst lieb gewesen sind!"

„Paul," rief sie, „was meinst du? I versteh di nit."

Aber ihre Hand zitterte heftig in der meinen, und ich bat nur: „Ach, Lisei, versteh' mich doch!"

Sie schwieg einen Augenblick. „Paul,“ sagte sie dann, „i kann nit von mei'm Vaterl gehen.“

„Der muß ja mit uns, Lisei! Im Hinterhause, die beiden Stübchen, die jetzt leer stehen, da kann er wohnen und wirthschaften; der alte Heinrich hat sein Kämmerchen dicht daneben.“

Lisei nickte. „Aber, Paul, wir sind landfahrende Leut'. Was werden sie sagen bei dir daheim?“

„Sie werden mächtig reden, Lisei!“

„Und du hast nit Furcht davor?“

Ich lachte nur dazu.

„Nun,“ sagte Lisei, und wie ein Glockenlaut schlug es aus ihrer Stimme, „wenn du sie hast, — i hab schon di Kuraschi!“

„Aber thust du's denn auch gern?“

— „Ja, Paul, wenn i's nit gern thät',“ — und sie schüttelte ihr braunes Köpfchen gegen mich — „gel', da thät' i's nimmermehr!“ —

„Und, mein Junge,“ unterbrach sich hier der Erzähler, „wie einen bei solchen Worten ein Paar schwarze Mädchenaugen ansehen, das sollst du nun noch lernen, wenn du erst ein Stieg Jahre weiter bist!“

„Ja, ja," dachte ich, „zumal so ein Paar Augen, die einen See ausbrennen können!"

„Und nicht wahr," begann Paulsen wieder, „nun weißt du auch nachgerade, wer das Lisei ist?"

„Das ist die Frau Paulsen!" erwiederte ich. „Als ob ich das nicht längst gemerkt hätte! Sie sagt ja noch immer „nit" und hat auch noch die schwarzen Augen unter den fein gepinselten Augenbrauen."

Mein Freund lachte, während ich mir im Stillen vornahm, die Frau Paulsen, wenn wir in's Haus zurückkämen, doch einmal recht darauf anzusehen, ob noch das Puppenspieler-Lisei in ihr zu erkennen sei. — „Aber," fragte ich, „wo ist denn der alte Herr Tendler hingekommen?"

„Mein liebes Kind," erwiederte mein Freund, „wohin wir schließlich Alle kommen. Drüben auf dem grünen Kirchhof ruht er neben unserem alten Heinrich; aber es ist noch Einer mehr in sein Grab mit hineingekommen, der andere kleine Freund aus meiner Kinderzeit. Ich will dir's wohl erzählen; nur laß uns ein wenig hinausgehen; meine Frau könnte nachgerade einmal nach uns sehen wollen,

und sie soll die Geschichte doch nicht wieder hö-
ren."

Paulsen stand auf, und wir gingen auf den Spa-
zierweg hinaus, der auch hier hinter den Gärten der
Stadt entlang führt. Nur wenige Leute kamen uns
entgegen; denn es war schon um die Vesperzeit.

„Siehst du" — begann Paulsen seine Erzäh-
lung wieder — „der alte Tendler war derzeit mit
unserem Verspruch gar wohl zufrieden; er gedachte
meiner Eltern, die er einst gekannt hatte, und er
faßte auch zu mir Vertrauen. Ueberdies war er des
Wanderns müde; ja, seit es ihn in die Gefahr ge-
bracht hatte, mit den verworfensten Vagabunden ver-
wechselt zu werden, war in ihm die Sehnsucht nach
einer festen Heimath immer mehr heraufgewachsen.
Meine gute Meisterin zwar zeigte sich nicht so ein-
verstanden; sie fürchtete, bei allem guten Willen möge
doch das Kind des umherziehenden Puppenspielers
nicht die rechte Frau für einen seßhaften Handwerks-
mann abgeben. — Nun, sie ist seit lange schon be-
kehrt worden!

— — Und so war ich denn nach kaum acht
Tagen wieder hier, von den Bergen an die Nord-

seeküste, in unserer alten Vaterstadt. Ich nahm mit Heinrich die Geschäfte rüstig in die Hand und richtete zugleich die beiden leer stehenden Zimmer im Hinterhause für den Vater Joseph ein. — Vierzehn Tage weiter — es strichen eben die Düfte der ersten Frühlingsblumen über die Gärten — da kam es die Straße heraufgebimmelt. „Meister, Meister,“ rief der alte Heinrich, „sie kommen, sie kommen!“ Und da hielt schon das Wägelchen mit den zwei hohen Kisten vor unserer Thür. Das Lisei war da, der Vater Joseph war da, Beide mit munteren Augen und rothen Wangen; und auch das ganze Puppenspiel zog mit ihnen ein; denn ausdrückliche Bedingung war es, daß dies den Vater Joseph auf sein Altentheil begleiten solle. Das kleine Fuhrwerk wurde in den nächsten Tagen schon verkauft.

Dann hielten wir die Hochzeit; ganz in der Stille; denn Blutsfreunde hatten wir weiter nicht am Ort; nur der Hafenmeister, mein alter Schulkamerad, war als Trauzeuge mit zugegen. Lisei war, wie ihre Eltern, katholisch; daß aber das ein Hinderniß für unsere Ehe sein könne, ist uns niemals eingefallen. In den ersten Jahren reiste sie wohl

zur österlichen Beichte nach unserer Nachbarstadt; wo, wie du weißt, eine katholische Gemeinde ist; nachher hat sie ihre Kümmernisse nur noch ihrem Mann gebeichtet.

Am Hochzeitsmorgen legte Vater Joseph zwei Beutel vor mir auf den Tisch, einen größeren mit alten Harzdritteln, einen kleinen voll Kremnitzer Ducaten.

„Du hast nit danach fragt, Paul!" sagte er. „Aber so völlig arm is doch mein' Lisei dir nit zubracht. Nimm's! i brauch's allfurt nit mehr." —

Das war der Sparpfennig, von dem mein Vater einst gesprochen, und er kam jetzt seinem Sohne beim Neubeginn seines Geschäfts zu ganz gelegener Zeit. Freilich hatte Lisei's Vater damit sein ganzes Vermögen hingegeben und sich selbst der Fürsorge seiner Kinder anvertraut; aber er war dabei nicht müßig; er suchte seine Schnitzmesser wieder hervor und wußte sich bei den Arbeiten in der Werkstatt nützlich zu machen.

Die Puppen nebst dem Theater-Apparat waren in einem Verschlage auf dem Boden des Nebenhauses untergebracht. Nur an Sonntagnachmittagen holte er bald die eine, bald die andere in sein Stüb-

chen herunter, revidirte die Drähte und Gelenke und putzte oder besserte dies und jenes an denselben. Der alte Heinrich stand dann mit seiner kurzen Pfeife neben ihm und ließ sich die Schicksale der Puppen erzählen, von denen fast jede ihre eigene Geschichte hatte; ja, wie es jetzt herauskam, der so wirkungsvoll geschnitzte Kasper hatte einst für seinen jungen Verfertiger sogar den Brautwerber um Lisei's Mutter abgegeben. Mitunter wurden zur besseren Veranschaulichung der einen oder anderen Scene auch wohl die Drähte in Bewegung gesetzt; Lisei und ich haben oftmals draußen an den Fenstern gestanden, die schon aus grünem Weinlaub gar traulich auf den Hof hinausschauten; aber die alten Kinder drin waren meist so in ihr Spiel vertieft, daß ihnen erst durch unser Beifallklatschen die Gegenwart der Zuschauer bemerklich wurde. — — Als das Jahr weiter rückte, fand Vater Joseph eine andere Beschäftigung; er nahm den Garten unter seine Obhut, er pflanzte und erntete, und am Sonntage wandelte er, sauber angethan, zwischen den Rabatten auf und ab, putzte an den Rosenbüschen oder band Nelken und Levkojen an feine selbstgeschnitzte Stäbchen.

So lebten wir einig und zufrieden; mein Geschäft hob sich mehr und mehr. Ueber meine Heirath hatte unsere gute Stadt sich ein paar Wochen lebhaft ausgesprochen; da aber fast Alle über die Unvernunft meiner Handlungsweise einig waren, und dem Gespräche so die gedeihliche Nahrung des Widerspruches vorenthalten blieb, so hatte es sich bald selber ausgehungert.

Als es dann abermals Winter wurde, holte Vater Joseph an den Sonntagen auch wieder die Puppen aus ihrem Verschlage herunter, und ich dachte nicht anders, als daß in solchem stillen Wechsel der Beschäftigung ihm auch künftig die Jahre hingehen würden. Da trat er eines Morgens mit gar ernsthaftem Gesichte zu mir in die Wohnstube, wo ich eben allein an meinem Frühstück saß. „Schwiegersohn," sagte er, nachdem er sich wie verlegen ein paar Mal mit der Hand durch seine weißen Haarspießchen gefahren war, „ich kann's doch nit wohl länger ansehen, daß ich alleweil so das Gnadenbrod an Euerm Tisch soll essen."

Ich wußte nicht, wo das hinaus sollte, aber ich fragte ihn, wie er auf solche Gedanken komme; er

schaffe ja mit in der Werkstatt, und wenn mein Geschäft jetzt einen größeren Gewinn abwerfe, so sei dies wesentlich der Zins seines eigenen Vermögens, das er an unserem Hochzeitsmorgen in meine Hand gelegt habe.

Er schüttelte den Kopf. Das reiche Alles nicht; aber eben jenes kleine Vermögen habe er zum Theil einst in unserer Stadt gewonnen; das Theater sei ja noch vorhanden, und die Stücke habe er auch alle noch im Kopfe.

Da merkte ich's denn wohl, der alte Puppenspieler ließ ihm keine Ruhe; sein Freund, der gute Heinrich, genügte ihm nicht mehr als Publicum, er mußte einmal wieder öffentlich vor versammeltem Volke seine Stücke aufführen.

Ich suchte es ihm auszureden; aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich sprach mit Lisei, und am Ende konnten wir nicht umhin, ihm nachzugeben. Am liebsten hätte nun freilich der alte Mann gesehen, wenn Lisei wie vor unserer Verheirathung die Frauenrollen in seinen Stücken gesprochen hätte; aber wir waren übereingekommen, seine dahin zielenden Anspielungen nicht zu verstehen; für die Frau

eines Bürgers und Handwerksmeisters wollte sich das denn doch nicht ziemen.

Zum Glück — oder, wie man will, zum Unglück — war derzeit ein ganz reputirliches Frauenzimmer in der Stadt, die einst bei einer Schauspielertruppe als Souffleuse gedient hatte und daher in derlei Dingen nicht unbewandert war. Diese — Kröpel-Lieschen nannten sie die Leute von wegen ihrer Kreuzlahmheit — ging sofort auf unser Anerbieten ein, und bald entwickelte sich am Feierabend und an den Sonntagnachmittagen die lebhafteste Thätigkeit in Vater Joseph's Stübchen. Während vor dem einen Fenster der alte Heinrich an den Gerüststücken des Theaters zimmerte, stand vor dem anderen zwischen frisch angemalten Coulissen, die von der Zimmerdecke herunterhingen, der alte Puppenspieler und exercirte mit Kröpel-Lieschen eine Scene nach der anderen. Sie sei ein dreimal gewürztes Frauenzimmer, versicherte er stets nach solcher Probe; nicht einmal die Lisei hab' es so schnell capirt; nur mit dem Singen ginge es nit gar so schön; sie grunze mit ihrer Stimme immer in der Tiefe, was für die schöne Susanne, die das Lied zu singen habe, nicht eben harmonirlich sei.

Endlich war der Tag der Aufführung festgesetzt. Es sollte Alles möglichst reputirlich vor sich gehen; nicht auf dem Schützenhofe, sondern auf dem Rathhaussaale, wo auch die Primaner um Michaelis ihre Redeübungen hielten, sollte jetzt der Schauplatz sein; und als am Sonnabend-Nachmittage unsere guten Bürger ihr frisches Wochenblättchen aus einander falteten, sprang ihnen in breiten Lettern die Anzeige in die Augen:

„Morgen Sonntag Abend sieben Uhr auf dem Rathhaussaale Marionetten-Theater des Mechanikus Joseph Tendler hieselbst.

Die schöne Susanna, Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen.“

Es war aber damals in unserer Stadt nicht mehr die harmlose schaulustige Jugend aus meinen Kinderjahren; die Zeiten des Kosakenwinters lagen dazwischen, und namentlich war unter den Handwerkslehrlingen eine arge Zügellosigkeit eingerissen; die früheren Liebhaber unter den Honoratioren aber hatten ihre Gedanken jetzt auf andere Dinge. Dennoch wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn nur der schwarze Schmidt und seine Jungen nicht gewesen wären.“

Ich fragte Paulsen, wer das sei; denn ich hatte niemals von einem solchen Menschen in unserer Stadt gehört.

„Das glaub' ich wohl," erwiederte er, „der schwarze Schmidt ist schon vor Jahren im Armenhaus verstorben; damals aber war er Meister gleich mir; nicht ungeschickt, aber lüderlich in seiner Arbeit wie im Leben; der sparsame Verdienst des Tages wurde Abends im Trunk und Kartenspiel verthan. Schon gegen meinen Vater hatte er einen Haß gehabt, nicht allein, weil dessen Kundschaft die seinige bei Weitem überstieg, sondern schon aus der Jugend her, wo er dessen Nebenlehrling gewesen und wegen eines schlechten Streiches gegen ihn vom Meister fortgejagt worden war. Seit dem Sommer hatte er Gelegenheit gefunden, diese Abneigung in erhöhtem Maße auch auf mich auszudehnen; denn bei der damals hier neu errichteten Kattunfabrik war, trotz seiner eifrigen Bemühung um dieselbe, die Arbeit an den Maschinen allein mir übertragen worden, in Folge dessen er und seine beiden Söhne, die bei dem Vater in Arbeit standen und diesen an wüstem Treiben wo möglich überboten, schon nicht verfehlt hatten,

mir ihren Verdruß durch allerlei Neckereien kund zu geben. Ich hatte indessen jetzt keine Gedanken an diese Menschen.

So war der Abend der Aufführung herangekommen. Ich hatte noch an meinen Büchern zu ordnen und habe, was geschah, erst später durch meine Frau und Heinrich erfahren, welche zugleich mit unserem Vater nach dem Rathhaussaale gingen.

Der erste Platz dort war fast gar nicht, der zweite nur mäßig besetzt gewesen; auf der Gallerie aber hatte es Kopf an Kopf gestanden. — Als man vor diesem Publicum das Spiel begonnen, war anfänglich Alles in der Ordnung vorgegangen; die alte Lieschen hatte ihren Part fest und ohne Anstoß hingeredet. — Dann aber kam das unglückselige Lied! Sie bemühte sich vergebens, ihrer Stimme einen zarteren Klang zu geben; wie Vater Joseph vorhin gesagt hatte, sie grunzte wirklich in der Tiefe. Plötzlich rief eine Stimme von der Gallerie: „Höger up, Kröpel-Lieschen! Höger up!“ Und als sie, diesem Rufe gehorsam, die unerreichbaren Discanttöne zu erklettern strebte, da scholl ein rasendes Gelächter durch den Saal.

Das Spiel auf der Bühne stockte, und zwischen den Coulissen heraus rief die bebende Stimme des alten Puppenspielers: „Meine Herrschaft'n, i bitt g'wogentlich um Ruhe!" Kasperl, den er eben an seinen Drähten in der Hand hielt und der mit der schönen Susanna eine Scene hatte, schlenkerte krampfhaft mit seiner kunstvollen Nase.

Neues Gelächter war die Antwort. „Kasperl soll singen!" — „Russisch! Schöne Minka, ich muß scheiden!" — „Hurrah für Kasperl!" — „Nichts doch; Kasperl sein' Tochter soll singen!" — „Ja wohl, wischt euch's Maul! Die ist Frau Meisterin geworden, die thut's halt nimmermehr!"

So ging's noch eine Weile durch einander. Auf einmal flog, in wohlgezieltem Wurfe, ein großer Pflasterstein auf die Bühne. Er hatte die Drähte des Kasperl getroffen; die Figur entglitt der Hand ihres Meisters und fiel zu Boden.

Vater Joseph ließ sich nicht mehr halten. Trotz Lisei's Bitten hat er gleich darauf die Puppenbühne betreten. — Donnerndes Händeklatschen, Gelächter, Fußtrampeln empfing ihn, und es mag sich freilich seltsam genug präsentirt haben, wie der alte Mann,

mit dem Kopf oben in den Suffiten, unter lebhaf-
tem Händearbeiten seinem gerechten Zorne Luft zu
machen suchte. — Plötzlich unter allem Tumult fiel
der Vorhang; der alte Heinrich hatte ihn herabge-
lassen.

— — Mich hatte indeß zu Hause bei meinen
Büchern eine gewisse Unruhe befallen; ich will nicht
sagen, daß mir Unheil ahnte, aber es trieb mich den-
noch fort, den Meinigen nach. — Als ich die Treppe
zum Rathhaussaal hinaufsteigen wollte, drängte eben
die ganze Menge von oben mir entgegen. Alles
schrie und lachte durch einander. „Hurrah! Kasper
is dod; Lott is dod. Die Kamedie ist zu End'!"
— Als ich aufsah, erblickte ich die schwarzen Gesich-
ter der Schmidt-Jungen über mir. Sie waren augen-
blicklich still und rannten an mir vorbei zur Thür
hinaus; ich aber hatte für mich jetzt die Gewißheit,
wo die Quelle dieses Unfugs zu suchen war.

Oben angekommen, fand ich den Saal fast leer.
Hinter der Bühne saß mein alter Schwiegervater
wie gebrochen auf einem Stuhl und hielt mit beiden
Händen sein Gesicht bedeckt. Lisei, die auf den Knieen
vor ihm lag, richtete sich, da sie mich gewahrte, lang-

sam auf. „Nun, Paul," fragte sie, mich traurig ansehend, „hast du noch die Kuraschi?"

Aber sie mußte wohl in meinen Augen gelesen haben, daß ich sie noch hatte; denn bevor ich noch antworten konnte, lag sie schon an meinem Halse. „Laß uns nur fest zusammenhalten, Paul!" sagte sie leise.

— — Und, siehst du! Damit und mit ehrlicher Arbeit sind wir durchgekommen.

— — Als wir am anderen Morgen aufgestanden waren, da fanden wir jenes Schimpfwort „Pole Poppenspäler" — denn ein Schimpfwort sollte es ja sein — mit Kreide auf unsere Hausthür geschrieben. Ich aber habe es ruhig ausgewischt, und als es dann später noch ein paar Mal an öffentlichen Orten wieder lebendig wurde, da habe ich einen Trumpf darauf gesetzt; und weil man wußte, daß ich nicht spaße, so ist es danach still geworden. — — Wer dir es jetzt gesagt hat, der wird nichts Böses damit gemeint haben; ich will seinen Namen auch nicht wissen.

Unser Vater Joseph aber war seit jenem Abend nicht mehr der Alte. Vergebens zeigte ich ihm die

unlautere Quelle jenes Unfugs und daß derselbe ja mehr gegen mich, als gegen ihn gerichtet gewesen sei. Ohne unser Wissen hatte er bald darauf alle seine Marionetten auf eine öffentliche Auction gegeben, wo sie zum Jubel der anwesenden Jungen und Trödelweiber um wenige Schillinge versteigert waren; er wollte sie niemals wiedersehen. — Aber das Mittel dazu war schlecht gewählt; denn als die Frühlingssonne erst wieder in die Gassen schien, kam von den verkauften Puppen eine nach der anderen aus den dunklen Häusern an das Tageslicht. Hier saß ein Mädchen mit der heiligen Genovefa auf der Hausthürschwelle, dort ließ ein Junge den Doctor Faust auf seinem schwarzen Kater reiten; in einem Garten in der Nähe des Schützenhofes hing eines Tages der Pfalzgraf Siegfried neben dem höllischen Sperling als Vogelscheuche in einem Kirschbaume. Unserem Vater that die Entweihung seiner Lieblinge so weh, daß er zuletzt kaum noch Haus und Garten bei uns verlassen mochte. Ich sah es deutlich, daß dieser übereilte Verkauf an seinem Herzen nagte, und es gelang mir, die eine und die andere Puppe zurückzukaufen; aber als ich sie ihm brachte, hatte er

keine Freude daran; das Ganze war ja überdies zerstört. Und, seltsam, trotz aller aufgewendeten Mühe konnte ich nicht erfahren, in welchem Winkel sich die werthvollste Figur von allen, der kunstreiche Kasperl verborgen hatte. Und was war ohne ihn die ganze Puppenwelt!

Aber vor einem anderen, ernsteren Spiele sollte bald der Vorhang fallen. Ein altes Brustleiden war bei unserem Vater wieder aufgewacht, sein Leben neigte sich augenscheinlich zu Ende. Geduldig und voll Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienst lag er auf seinem Bette. „Ja, ja," sagte er lächelnd und hob so heiter seine Augen gegen die Bretterdecke des Zimmers, als sähe er durch dieselbe schon in die ewigen Fernen des Jenseits, „es is scho richtig g'wes'n: mit den Menschen hab' ich nit immer könne firti werdn; da droben mit den Engeln wird's halt besser gehen; und — auf alle Fäll', Lisei, i find' ja doch die Mutter dort."

— — Der gute kindliche Mann starb; Lisei und ich, wir haben ihn bitterlich vermißt; auch der alte Heinrich, der ihm nach wenigen Jahren folgte, ging an seinen noch übrigen Sonntagnachmittagen

umher, als wisse er mit sich selber nicht wohin, als wolle er zu einem, den er doch nicht finden könne.

Den Sarg unseres Vaters bedeckten wir mit allen Blumen des von ihm selbst gepflegten Gartens; schwer von Kränzen wurde er auf den Kirchhof hinausgetragen, wo unweit von der Umfassungsmauer das Grab bereitet war. Als man den Sarg hinabgelassen hatte, trat unser alter Propst an den Rand der Gruft und sprach ein Wort des Trostes und der Verheißung; er war meinen seligen Eltern stets ein treuer Freund und Rather gewesen; ich war von ihm confirmirt, Lisei und ich von ihm getraut worden. Ringsum auf dem Kirchhofe war es schwarz von Menschen; man schien von dem Begräbnisse des alten Puppenspielers noch ein ganz besonderes Schauspiel zu erwarten. — Und etwas Besonderes geschah auch wirklich; aber es wurde nur von uns bemerkt, die wir der Gruft zunächst standen. Lisei, die an meinem Arme mit hinausgegangen war, hatte eben krampfhaft meine Hand gefaßt, als jetzt der alte Geistliche dem Brauche gemäß den bereit gestellten Spaten ergriff und die erste Erde auf den Sarg

hinabwarf. Dumpf klang es aus der Gruft zurück. „Von der Erden bist du genommen," erscholl jetzt das Wort des Priesters; aber kaum war es gesprochen, als ich von der Umfassungsmauer her über die Köpfe der Menschen etwas auf uns zufliegen sah. Ich meinte erst, es sei ein großer Vogel; aber es senkte sich und fiel gerade in die Gruft hinab. Bei einem flüchtigen Umblick — denn ich stand etwas erhöht auf der aufgeworfenen Erde — hatte ich einen der Schmidt-Jungen sich hinter die Kirchhofmauer ducken und dann davonlaufen sehen, und ich wußte plötzlich, was geschehen war. Lisei hatte einen Schrei an meiner Seite ausgestoßen, unser alter Propst hielt wie unschlüssig den Spaten zum zweiten Wurfe in den Händen. Ein Blick in das Grab bestätigte meine Ahnung: oben auf dem Sarge, zwischen den Blumen und der Erde, die zum Theil sie schon bedeckte, da hatte er sich hingesetzt, der alte Freund aus meiner Kinderzeit, Kasperl, der kleine lustige Allerweltskerl. — Aber er sah jetzt gar nicht lustig aus; seinen großen Nasenschnabel hatte er traurig auf die Brust gesenkt; der eine Arm mit dem kunstreichen Daumen war gegen den Himmel aus-

gestreckt, als solle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

Ich sah das Alles nur auf einen Augenblick, denn schon warf der Propst die zweite Scholle in die Gruft: „Und zur Erde wieder sollst du werden!" — Und wie es von dem Sarg hinabrollte, so fiel auch Kasperl aus seinen Blumen in die Tiefe und wurde von der Erde überdeckt.

Dann mit dem letzten Schaufelwurfe erklang die tröstliche Verheißung: „Und von der Erden sollst du auferstehen!"

Als das Vaterunser gesprochen war, und die Menschen sich verlaufen hatten, trat der alte Propst zu uns, die wir noch immer in die Grube starrten. „Es hat eine Ruchlosigkeit sein sollen," sagte er, indem er liebreich unsere Hände faßte. „Laßt uns es anders nehmen! In seiner Jugendzeit, wie Ihr es mir erzähltet, hat der selige Mann die kleine Kunstfigur geschnitzt, und sie hat einst sein Eheglück begründet; später, sein ganzes Leben lang, hat er durch sie, am Feierabend nach der Arbeit, gar manches Menschenherz erheitert, auch manches Gott und den

Menschen wohlgefällige Wort der Wahrheit dem kleinen Narren in den Mund gelegt; — ich habe selbst der Sache einmal zugeschaut, da Ihr noch Beide Kinder waret. — Laßt nun das kleine Werk seinem Meister folgen; das stimmt gar wohl zu den Worten unserer heiligen Schrift! Und seid getrost; denn die Guten werden ruhen von ihrer Arbeit."

— Und so geschah es. Still und friedlich gingen wir nach Hause; den kunstreichen Kasperl aber und unseren guten Vater Joseph haben wir niemals wiedergesehen.

— — Alles das — setzte nach einer Weile mein Freund hinzu — hat uns manches Weh bereitet; aber gestorben sind wir beiden jungen Leute nicht daran. Nicht lange nachher wurde unser Joseph uns geboren, und wir hatten nun Alles, was zu einem vollen Menschenglück gehört. An jene Vorgänge aber werde ich noch jetzt Jahr um Jahr durch den ältesten Sohn des schwarzen Schmidt erinnert. Er ist einer jener ewig wandernden Handwerksgesellen geworden, die, verlumpt und verkommen, ihr elendes Leben von den Geschenken fristen, die nach Zunftgebrauch auf ihre Ansprache die Handwerksmei-

ster ihnen zu verabreichen haben. Auch meinem Hause geht er nie vorbei."

Mein Freund schwieg und blickte vor sich in das Abendroth, das dort hinter den Bäumen des Kirchhofs stand; ich aber hatte schon eine Zeit lang über der Gartenpforte, der wir uns jetzt wieder näherten, das freundliche Gesicht der Frau Paulsen nach uns ausblicken sehen. „Hab ich's nit denkt!" rief sie, als wir nun zu ihr traten. „Was habt Ihr wieder für ein Langes abzuhandeln? Aber nun kommt ins Haus! Die Gottesgab' steht auf dem Tisch; der Hafenmeister is auch schon da; und ein Brief vom Joseph und der alt' Meisterin! — — Aber was schaust mi denn so an, Bub?"

Der Meister lächelte. „Ich hab' ihm was verrathen, Mutter. Er will nun sehen, ob du auch richtig noch das kleine Puppenspieler-Lisei bist!"

„Ja freili!" erwiederte sie, und ein Blick voll Liebe flog zu ihrem Mann hinüber. „Schau nur richti zu, Bub! Und wenn du es nit kannst find'n, — der da, der weiß es gar genau!"

Und der Meister legte schweigend seinen Arm

um sie. Dann gingen wir ins Haus zur Feier ihres Hochzeitstages. —

Es waren prächtige Leute, der Paulsen und sein Puppenspieler-Lisei.

Nachwort.

Als bei Begründung der Zeitschrift „Deutsche Jugend" auch meine Mitarbeiterschaft gewünscht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Theilnahme für das so reich ausgestattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novellistischen Arbeit erst nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei" war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst," — in diesem Paradoxon formulirte es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkst."

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die

große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorstehende Erzählung geschrieben. — Ob nun darin die aufgestellte Theorie auch praktisch bethätigt worden, oder, wenn dies auch im Wesentlichen, ob nicht im Einzelnen hie und da die Phantasie mir einen Streich gespielt, so daß ich unbewußt dem zunächst bestimmten jungen Hörerkreise beim Erzählen gegenüber gesessen habe, — Beides wird der geneigte Leser besser als der Verfasser selbst zu beurtheilen im Stande sein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zustimmung des Verfassers, so doch nach dessen Ueberzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, sind in dem vorstehenden Abdruck wieder hergestellt.

Waldwinkel.

(1874.)



Ueber dem Dache des Rathhauses, das zugleich die Wohnung des städtischen Bürgermeisters bildete, kreuzten die ersten Schwalben in der Frühjahrssonne; auf der Vorstraße standen die „Bürgermeistersbuben“ und suchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Pustrohrs zu erreichen. Drinnen aber in seinem Geschäfts- und Arbeitszimmer saß der Gestrenge selbst, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeisters in seiner Person vereinigte, vertieft in ein dickes Actenfascikel, nicht achtend des heiteren Glanzes, der durch die Fenster zu ihm hereinströmte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdrossene „Herein“ des Beamten trat ein brauner stattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erste Hälfte der Vierziger schon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeister erhob das rothe behagliche

Gesicht aus seinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und sagte, als er die feinere Kleidung desselben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Diensten sein." Dann steckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten. „Bist du jetzt immer so fleißig, Fritz?" sagte er. „Du littest ehemals nicht an dieser Krankheit."

Der Bürgermeister fuhr empor, hakte die Brille von der Nase und starrte den Sprecher aus seinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, du bist es!" rief er. „Mein Gott, wie gut du mich noch kennst! Und doch, mein Scheitel ist kahl und der Rest des Haares grau geworden! Ja, ja, ein solches Bürgermeisteramt!"

Die kleine, beleibte Gestalt war hinter dem Actentisch hervorgekommen. Voll Erstaunen blickte er in das Antlitz des ihn fast um Kopfeshöhe überragenden Freundes: „Das," sagte er und tätschelte mit seiner kurzen Hand über das noch glänzend braune Haar desselben, „das ist natürlich nur Perrücke; aber die Augen, diese unnatürlich jungen Augen, das sind doch

wohl noch die echten, alten aus unseren lustigen Tagen!"

Der Gast ließ lächelnd diesen Strom des Geplauders über sich ergehen, während der Bürgermeister ihn neben sich auf's Sopha niederzog. „Und nun," fuhr der Letztere fort, „wo kommst du her, was bist du, was treibst du?"

„Ich, Fritz?" erwiederte scherzend der Andere „ich suche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr," fügte er etwas ernster hinzu, „ich suche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieser Leere."

Der Bürgermeister sah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard?" sagte er, „der auf der Universität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Kamerad unter einem gewissen Anonymus sogar deine Feder in einer botanischen Zeitschrift entdeckt haben!"

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl gesehen."

Der kleine dicke Mann besann sich. „Du bist noch ledig?" fragte er. „Ja? noch immer? Hm! Du warst ein Schwärmer, Richard! Weißt du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du

hattest derzeit die Braut zu Hause; du wolltest nicht tanzen; du saßest in der Ecke bei dem langen Wassermann, der wegen seiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankest nur Wein, sehr viel Wein, Richard! Du wolltest die seligen Tänze nicht entweihen, die du daheim mit ihr getanzt hattest!"

Der Andere war ein wenig still geworden, während der Bürgermeister in plötzlicher Unruhe seine goldene Uhr aus dem Abgrund seiner Tasche zog. „Sag' mir, Liebster," begann er wieder, „du schenkst mir doch den heutigen Tag?"

„Ich muß am Nachmittag noch weiter."

„Immer noch der alte Meister Unruh?"

„Verzeih, die Extrapost ist schon bestellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwischen Haidesumpf und Wald noch eine wenig abgesuchte Flora!"

„Aha!" rief der Bürgermeister, „bei Föhrenschwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide aufbrechen wollen!"

Der Gast nickte. „So sagte man mir. Es soll dort in heimlichen Gründen noch allerlei sonst Verschwundenes zu finden sein."

„Nun, Richard, da könntest du dich ja im Narrenkasten einquartieren!"

„Im Narrenkasten?"

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch seine Specialtollheit! Da ihm sein Schloß zu groß wurde, so baute er sich hinaus zwischen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenster nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und das Castellchen nannte er den „Waldwinkel", die Leute aber nennen's noch heut' den „Narrenkasten". Dort hat er mitten zwischen all' dem Unkraut seine letzten Jahre abgelebt."

Der Andere hatte aufmerksam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?" fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltisse."

–– — Im Nebenzimmer schlug eine Uhr. Der Bürgermeister war aufgesprungen. „Schon elf!" sagte er. „Weißt du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; du warst ja in der Verbindung unser Schriftwart," und schmunzelnd fuhr er fort: „da du so eilig bist, wir würden noch ein Plauderstündchen mehr gewinnen, wenn du heute

dieses Amt noch einmal im Dienste unserer hochnoth-peinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wolltest!"

Richard lachte. „Hast du denn keinen Protocoll-führer?"

„Nein, Liebster; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtsecretarius ebenfalls in meiner Person vereinige, so muß ich auch die Lasten dieses Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen so fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt."

— — Einige Minuten später saßen Beide am grünen Tisch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirst dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern," sagte der Bürgermeister, während er sich mit behaglicher Würde in den etwas erhöhten Präsidentensessel niederließ, „den wir seiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn seit Jahren hier am Ort; der Herr Magister betreibt ein einträgliches Pensionat und steht bei Adel und Honoratioren in hohem Ansehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienst an unserem Landeszuchthaus hier betrauen."

„Was ist mit ihm?" fragte der improvisirte Actuarius, der schon seine Feder geschnitzt und den ge-

brochenen Bogen vor sich hingelegt hatte. „Ich entsinne mich eigentlich nur seines abgetragenen Frackes und seiner großen rothen Hände.“

„Du wirst ihn gleich erscheinen sehen,“ sagte der Bürgermeister, mit der einen Hand den über dem grünen Tisch hängenden Glockenstrang erfassend; „er hatte die Vormundschaft über ein elternloses Mädchen; sie ist Jahre lang in seinem Hause gewesen, und er hat sie theilweise mit durch seine Schule laufen lassen. Jetzt ist er eines versuchten Verbrechens gegen dieses Mädchen auf das Kläglichste verdächtig; es handelt sich heut' nur noch um eine Gegenüberstellung Beider.“

Der Bürgermeister zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magister vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erscheinung, die sich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geschmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!“ sagte der Bürgermeister, und der Magister zuckte sogleich um einig Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf

erhob er seinen platten Kopf mit dem wie angekleb-
ten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann
sich zu den schwersten Eiden für seine Unschuld zu
erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeister
aufs Neue die Glocke, und „Franziska Fedders" trat
herein.

Es war die schmächtige Gestalt eines eben auf-
geblühten Mädchens; sie war nicht gerade hübsch zu
nennen; den Kopf mit den aufgesteckten dunkelblon-
den Flechten trug sie etwas vorgebeugt, der Mund
war vielleicht zu voll, die Nase ein wenig zu scharf
gerissen; und als sie jetzt ihre tiefliegenden grauen
Augen aufschlug, murmelte der Actuarius unwillkür-
lich vor sich hin: „Scientes bonum et malum."

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth über-
gossen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte
sie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Aussagen
gegen ihren einstigen Vormund, während dieser seine
knochigen Hände rang und seufzende Betheuerungen
ausstieß.

Als sie geendet hatte, begann der Magister erst
andeutungsweise, dann immer deutlicher sie eines

Verhältnisses mit seinem Gehülfen zu beschuldigen; sie seien verschworen, ihn zu stürzen, um dann selbst das einträgliche Pensionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgestrecktem Halse horchte das Mädchen diesen Beschuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu sehen, wie von der Gluth des Hasses ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf sie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!" rief sie, und wie eine scharfe Schneide fuhr es aus dieser jungen Stimme. Aber, wie über sich selbst erschrocken, flogen ihre Blicke unstät und hülfesuchend umher, bis sie in den ernsten Männeraugen haften blieben, die so ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magister hatte beide Arme zum Himmel aufgestreckt. „Sie! du nennst mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —" Er brach in sentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winselnden Affen an sich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!" sagte Franziska ruhig, und ihre Augensterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe sie hier einen Halt gefunden, den sie nicht mehr zu verlassen wage. — — Ueber dessen Seele fuhr es wie ein Traum,

das stille Haus am Waldesrand tauchte vor seinem inneren Auge auf; ein einsamer Mann und ein verlassenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einsam und verlassen; aber um sie her in der lauen Sommerluft war nur der schwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und fernab aus der stillen Lichtung der unablässige Gesang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke schrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, sah er eben das Mädchen aus der Thür verschwinden, der Magister wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein gescheidtes Rackerchen, diese Franziska," sagte der Bürgermeister, indem er das sauber abgefaßte Protocoll durch seine Namensunterschrift vollzog. „Schade, daß sie nichts in bonis hat; wir wissen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienst hat sie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt."

Sein Gast war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!" sagte er; aber seine Worte klangen tonlos, als sei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beschäftigt.

„Hm, Richard," fuhr der Bürgermeister, seine

Acten zusammenbindend, fort, „da stimmst du mit unserem Physikus; er meint — er hat mitunter solche Einfälle – die Augen seien ein halbes Dutzend Jahre älter, als das Mädchen selbst."

„Und wer ist jetzt ihr Vormund, Fritz?"

„Ihr Vormund? — sie hat keinen Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Anderen, es ist der Schustermeister an der Hafenecke; seit Beginn der Untersuchung wohnt sie auch bei ihm."

— — Eine Stunde später sah man den Gast des Bürgermeisters aus einem kleinen Hause an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinausschreiten.

Draußen vor den letzten Häusern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutschersitze nickende Postillon an der Leine hatte, riß sich los und sprang, freudewinselnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitschend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, bist du da? Ja, ich komme, ich komme schon!" Ein lebensfroher Ton klang aus diesen Worten, unter denen der Hund die Liebkosungen seines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellsten Sonnenscheine breitete sich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien sich der Weg hinuntersenkte. Bald saß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher sprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

* * *

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenschwarzeck standen, lärmten die Elstern, welche ihr Nest gegen zwei rothbrüstige Thurmfalken zu vertheidigen suchten; die Gäste in der Schenkstube konnten kaum ihr eigenes Wort verstehen.

„Weiß der Henker!" rief der Krämer aus dem Nachbarstädtchen, der eben mit dem gegenübersitzenden Wirthe sein Quartalgeschäft gemacht hatte, „was Euch hier alles für Raubzeug um die Ohren fliegt! Dürfen auch die Falken nicht geschossen werden, Inspector?"

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe,

an den diese Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Messingzange eine Kohle aus dem auf dem Tische stehenden Becken, legte sie auf seine eben gestopfte kurze Pfeife und sagte dann, während er inmittelst die ersten Dampfwolken stoßweise über den Tisch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förster fragen.“ Er schien, obschon es noch in der Morgenfrühe war, schon weit im Feld umher gewesen und nur zu kurzer Rast hier eingekehrt zu sein; denn die hellen Schweißperlen standen noch auf seiner Stirn und seinen Strohhut hatte er vor sich auf dem Schooße liegen.

„Ein neuer Förster?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr den denn her bekommen?“

„Weiß nicht genau,“ erwiederte der Alte; „da droben aus dem Reich, mein ich; aber schießen kann er wie gehext, und auf die Dirnen ist er wie der Teufel!“

„Oho, Casper-Ohm! Da nehmt Eure Ann-Mareth in Obacht!“

„Wird sich schon von selber wehren, Pfeffers,“ meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu fragen. „Hm, Inspector!“ sagte er, „Ihr bekommt ja allerlei Neues in Euren Wald; Eure Herren müssen auf einmal ganz umgängliche Leute geworden sein! Habt Ihr denn wirklich den alten „Narrenkasten“ an einen Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermiethet?“

„Diesmal trefft Ihr ins Schwarze, Pfeffers,“ sagte der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeiteten Schlüssel aus der Seitentasche seiner Joppe hervorzog; „ein paar Wagen mit Ingut sind schon gestern aus- und eingepackt worden; hab' des Teufels Arbeit damit gehabt, und muß auch jetzt wieder hin, um Fenster aufzusperren und nach dem Rechten zu sehen; meinen Phylax hab' ich gestern Abend hinter die hohe Hofmauer gesperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenseele bei all' den Siebensachen über Nacht bliebe.“

„Und woher ist dieser Miethsmann denn gekommen?“ fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers; kümmert mich auch nicht,“ erwiederte der Alte; „kann's selbst nicht klein kriegen. Aber der Herr soll ein Botanikus sein; dergleichen

Schlages liebt ja auch Alles, was wild zusammenwächst."

Der Wirth, der inzwischen seine mit Kreide auf die Tischplatte geschriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte sich jetzt vor und sagte, seine Stimme zu vertrautem Flüstern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern so viel von der großen Studentenverschwörung geschrieben wurde, als sie die Könige all' vom Leben bringen wollten, — da soll er mit dabei gewesen sein!"

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inspector!" sagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn sie jung sind, haben schon mitunter solche Mucken; Euer Junker Wolff ist ja derzumalen auch bei dem Wartburgstanze mit gewesen."

Der Alte sagte nichts darauf; aber der Wirth wußte noch Weiteres zu erzählen, als wenn seine klugen Elstern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend sollte der Fremde sein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn

jahrelang in einem dunklen Kerkerloch gehalten; weder die Sonne, noch die Sterne der Nacht hatte er dort gesehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt gewesen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus Tag ein gesessen und viele dicke Bücher durchstudirt.

„Aber, Casper-Ohm," sagte der Krämer und hielt dem Wirthe seine offene Tabacksdose hin, „Ihr seid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?"

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?"

„Nun, ich dachte, Ihr wär't wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsschreiber gewesen, bei dem man für die Kosten die Lügen scheffelweis draufzu bekommt."

Casper-Ohm nahm die dargebotene Prise. „Ja, ja, Pfeffers," sagte er, einen Blick durchs Fenster werfend, „wenn sie einen nicht in Frieden leben lassen! Hört einmal, wie die armen Heisters schreien!"

„Freilich, Casper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanikus?"

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages ist er plötzlich zu Hause angekommen;

aber es ist für ihn doch immer noch zu früh gewesen; denn als er mit seinen blinden Augen über die Straße stolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben lustig über das Pflaster rasselt."

„Das verdammte Gejage!" rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr seid ein lediger Mensch; aber der Herr und die feine Dame, die darin saßen, konnten nicht zwischen die Pferdeohren hindurch sehen; sie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten."

„Und hatte er Schaden genommen, der arme Herr?"

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es ist seine eigene Frau gewesen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole saß."

Der Krämer ließ wieder seinen langen Pfiff ertönen. „Das ist 'ne Sache; so ist er verheirathet gewesen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit sich bringen!"

„Sollte man nicht glauben," meinte Casper-Ohm; „denn er soll sich's noch einen meilenlangen Proceß

haben kosten lassen, um nur den Kopf aus diesem Eheknoten frei zu kriegen."

„Und der Baron, was ist mit dem geworden?"

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeschossen, und dann ist er in die weite Welt gegangen, um sich all' den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das ist auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienst als Waisenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkasten."

Der Inspector war inzwischen aufgestanden. — „Schwatzt Ihr und der Teufel!" sagte er, indem er lachend auf die beiden Anderen herabsah; dann trank er sein Glas aus und schritt, den schweren Schlüssel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neste auf ihn herabsah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwischen dicht mit Haselnußbüschen bewachsenen Wällen auf die Hauptlandstraße hinausführte. Schon

auf der Mitte desselben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach links in einen Fußweg ein; in der schon drückenden Sonne schritt er auf diesem über einige grüne, wellenförmig sich erhebende Saatfelder einer mit Eichenbusch besetzten Moorstrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge, und noch in dem bläulichen Duft des Morgens ein aus Eichen und stattlichen Buchen gemischter Laubwald seine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit seinem Tuch den Schweiß sich von der Stirn, als er endlich in diese kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone schmetterte eine Singdrossel ihren Gesang ins weite Land hinaus.

Ein Viertelstündchen mochte er so gewandert sein, und der ihn umgebende Laubwald hatte inzwischen einem Tannenforste Platz gemacht, als sich, aus einem Seitensteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm gesellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkasten?"

Ein Bauernbursche fragte es, der einem zwar einfach, aber städtisch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen."

„Aber ich will zum Waldwinkel,“ sagte das Mädchen.

„Wird wohl auf Eins hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu bestellen haben, so ist's schon richtig hier.“

„Ich gehöre dort zum Hause,“ erwiederte sie.

Der Alte, der bisher seinen Weg ruhig fortgesetzt hatte, wandte sich nach ihr zurück, und seine Augen blickten immer munterer, während er sich das junge Wesen ansah. „Nun,“ sagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, so zu verstehen, um ein paar Jährchen älter vorgestellt.“

Aber das Mädchen schien für solche Späße wenig eingenommen. Sie sah ihn mit ihren grauen Augen an und sagte: „Ich heiße Franziska Fedders. Die Frau Lewerenz wird wohl mit dem Herrn schon dort sein.“

„Da irren Sie denn doch, Mamsellchen,“ meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der anderen ihr den großen Schlüssel zeigte; „die Herrschaft kommt erst heute Abend; aber Einlaß sollen Sie drum doch schon bekommen.“

Sie stutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der

Zeigefinger an der Lippe. „Es ist gut,“ sagte sie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; lassen Sie uns gehen, Herr Inspector!“

Und so wanderten sie auf dem schattigen, mit trockenen Tannennadeln bestreuten Steige mit einander fort; immer riesiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufstiegen und ihre Zweige über sie hinstreckten. Plötzlich öffnete sich das Dickicht; eine mit Wiesenkräutern bewachsene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlassenen Flusses, zog sich quer zu ihren Füßen hin, während jenseits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald seine Laubmassen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte sich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieser Durchsicht aber, mit der anderen Seite sich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backsteingebäude, das durch sein hohes Dach ein fast thurmartiges Aussehen erhielt; eine Mauer, über welcher nur die vier Fenster des oberen Stockwerks sichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung fast an den Rand der Wiesenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von seinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war stehen geblieben und wies schweigend nach dem mit schwerem Metallbeschlag bedeckten Thore, das sich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb desselben in einer Sandsteinverzierung befand sich eine Inschrift, deren einst vergoldete Buchstaben bei dem scharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel“ buchstabirte Franziska.

„Oho, Phylax!“ rief der Inspector. „Hören Sie ihn, Mamsellchen; er hat schon meinen Schritt erkannt!“

Aus dem verschlossenen Hofe drüben hatte sich das Bellen eines Hundes hören lassen; zugleich erhob sich von einem Eichenaste, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiste jetzt, seinen wilden Schrei ausstoßend, hoch über dem einsamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch sichtbaren Fortsetzung des Waldsteiges in die Wiesenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontseite des immer näher vor ihnen aufsteigenden Gebäudes

war von der Sonne hell beleuchtet, sogar an den Drachenköpfen der Wasserrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, sah man die Reste einstiger Vergoldung schimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze First des Daches geziert war, hatte die eine sich fast ganz im grünen Laub versteckt, während die andere sich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenseitige Ufer erstiegen, und der Inspector hatte den Schlüssel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein schattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing sie, während der Pudel mit Freudensprüngen an seinem Herrn emporstrebte. — Zur Linken des Einganges war ein steinerner Brunnen, neben dem ein augenscheinlich neu angefertigter mit Wasser gefüllter Eimer stand; an der Mauer des Hauses, an welcher eben der Sonnenschein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knospen übersäete Rosenbüsche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenster wurden fast davon bedeckt. „Der alte Herr," sagte der Inspector, „hat sie selber noch gepflanzt."

Dann traten sie über ein paar Stufen in das

Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfensteriges Zimmer, dessen Ausrüstung schon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüst dort entbehrte noch des Umhanges wie des schwellenden Inhalts; aber in der Ecke standen Spinnrad und Haspel, und über der altfränkischen Commode hing ein desgleichen Spiegelchen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgesteckten Pfauenfedern fehlten. „Also, das ist nicht Ihr Zimmer, Mamsellchen!" sagte der Alte, noch einmal einen Scherz versuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf seinen Pudel, der lustig die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinaufsprang. „Folgen wir ihm!" sagte er; „dort hinten sind nur noch die Vorrathskammern."

Oben angekommen, schloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet schien. Die beiden Fenster, mit denen es über die Wiesenmulde auf den Tannenwald hinaussah, waren die mittleren von den vieren, welche sie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken stand ein weich gepolsterter Ohren-

lehnstuhl, an der Seitenwand des anderen ein Schreibtisch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben diesem, bereits im Ticktack ihren Pendel schwingend, hing eine kleine Kukuksuhr, wie sie so zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodische, aber noch wohl erhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerksam betrachtete Franziska Alles, während sie dem Alten die Fensterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieses Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein schmäleres; beide nur mit einem Fenster auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden sich außer einigen Stühlen nur noch ein eisernes Feldbett und ein paar hohe Reisekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer schon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu lesen!" rief dieser. „Der Herr Doctor ist selbst hier außen gewesen und hat einen ganzen Tag da drinn' gesessen."

Und wirklich, es war eine stattliche Hausbibliothek, die hier in sauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgestellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Isis herauszog, der ihr aus des Magisters Pensionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenster gegenüber schon eine weitere Thür erschlossen.

Das Zimmer, in welches sie hineinführte, lag gegen Westen und im Gegensatz zu den sonnigen Räumen der Vorderseite noch in der Schattendämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müssen nicht erschrecken, Mamsellchen," sagte der Alte, indem er auf ein Eisengitter zeigte, womit das einzige Fenster nach außen hin versehen war. „Es ist kein Gefängniß, sondern auch nur so eine Liebhaberei vom alten Herrn gewesen."

„Ich erschrecke nicht so leicht," sagte das Mädchen, indem sie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, so wollen wir den Burschen Ihr Gepäck heraufbringen lassen; denn dort das Bettchen und das Jungfernspiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert sein."

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genom-

men und den Burschen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamsellchen, werd' ich Sie ins Dorf zurück begleiten; es ist zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Casper's Marg'reth schon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüssel in Empfang zu nehmen."

Allein das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu essen habe ich noch in meiner Reisetasche."

Der Alte rieb sich das bärtige Kinn mit seiner Hand. „Aber ich werde Sie einschließen müssen; ich muß dem Herrn Doctor selbst den Schlüssel überliefern."

„Schließen Sie nur, Herr Inspector!"

„Hm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier lassen?"

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen."

„Nun, nun; ich dachte nur, er ist so unterhaltsam."

„Aber ich habe keine lange Weile."

„Ja, ja; Sie haben Recht."

„Also, Herr Inspector!“

„Also, Mamsellchen, soll ich schließen?“

Sie nickte ernsthaft; dann, ruhig hinter ihm herschreitend, begleitete sie den Alten auf den Hof hinab. Als dieser aus der Ringmauer hinausgetreten, und das schwere Thor hinter ihr abgeschlossen war, flog sie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fensterbalken lehnend, blickte sie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenseitigen Höhe emporschritt. Als er nebst seinem Hunde drüben zwischen den Föhren verschwunden war, trat sie in die Mitte des Zimmers zurück; sie erhob ihre kleine Gestalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langsam um sich blickend, drückte sie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in diesem Augenblicke besonders scharf gezeichnete Gesichtchen.

Gleich darauf ging sie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenschein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löste sie ihre schweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete sie vor ihren Koffer hin, kramte zwischen ihren Hab-

seligkeiten und räumte sie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Kästchen mit Saftfarben, Pinseln und Zeichenstiften, einige Blätter mit nicht ungeschickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorschein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht sie sich das Haar aufs Neue und kleidete sich dann so zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur gestatten wollte.

Wie beiläufig hatte sie inzwischen ein Paar Butterbrödchen aus ihrer Reisetasche verzehrt; jetzt, als müsse sie innerhalb dieser Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, schlüpfte sie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann stieg sie auf einer bald von ihr erspähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düster sich das Dach erhob. Es huschte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder gewesen sein; sie achtete nicht darauf, sondern tappte sich nach einer der insgesammt geschlossenen Luken und rüttelte daran, bis sie aufflog. Es war die Hinterseite des Daches, und unter ihr unabsehbar dehnte sich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachsend.

Hier in dem dunklen Rahmen der Dachöffnung kauerte sie sich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen schweiften lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie schlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderspuren, welche über die Haide zu der soeben von ihr verlassenen Welt hinausliefen.

* *
*

In der Zeit, die hierauf folgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkastens" eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille seines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenschonung springt plötzlich der Hirsch empor und stürmt, nicht achtend seines knospenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei stahlblaue Birkhähne gluckſend in die Höhe, die seit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; selbst Meister Reinecke bleibt nicht ungestört.

In einem alten Riesenhügel hat er sein Malepartus aufgeschlagen und sitzt jetzt in der warmen Mittagssonne vor einem seiner Ausgänge, bald be-

haglich nach den über der Haide spielenden Mücken blinzelnd, bald auf seine jungen Füchslein schauend, die um ihn her ihre ersten Purzelbäume versuchen. Da plötzlich streckt er den Kopf und bewegt horchend seine spitzen Ohren; drüben, vom Saum des Buchenwaldes, hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten später schreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann über die Haide; ein großer, löwengelber Hund springt ihm voraus und steckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und seine Brut verschwunden sind; doch sein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt schreiten sie weiter über die Haide; bald werden sie zusammen dort den Sumpf durchwaten. Sie sind unzertrennlich, sie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen sich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für seinen Herrn und dieser nur für die stille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, seiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute sind es besonders die Moose und einige Zwergbildungen

des Binsengeschlechts, die er unbarmherzig in seine grüne Kapsel sperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an seiner Seite; doch dies geschieht nur selten und bei kürzeren Wanderungen. Meistens ist sie drüben an der Wiesenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels“; dort geht sie in Küch' und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Gesicht schon durch die Einförmigkeit seines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geschähe, das sie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einst die Wärterin ihres jetzigen Herrn gewesen ist; sie zeigt sich ihr überall gefällig und sucht ihr Alles an den Augen abzusehen. — Anders steht sie mit dem Herrn selber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsstube, als er der Actuar des Bürgermeisters war, so ungeduldig er auch oft darauf zu warten scheint. Zuweilen, wenn sie nach dem Mittagstische die Zimmer oben geordnet hat, was stets mit pünktlicher Sauberkeit geschieht, sitzt sie auch wohl am Fenster des kleinen Bibliothekzim-

mers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Rispe oder einen Blüthenstengel, den der Doctor allein oder sie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieser selbst steht dann oft lange neben ihr und blickt schweigend und wie verzaubert auf die kleine, regsame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da schon manche Woche ihres Zusammenlebens hingeflossen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und gesterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und sie war emsig beschäftigt, ihn auf's Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr gesprochen, und sie hatte ebenso, und ohne aufzublicken, ihm geantwortet.

„Aber sind Sie denn auch gern hieher gekommen?" fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuster roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch."

„Bettelleute? — Weshalb sprechen Sie so hart, Franziska?" — Es schien, als wenn er ihr zu zürnen suche; aber er vermochte es schon längst nicht mehr. Eine Weile ließ er seine Augen auf ihr ruhen,

während sie eifrig an einem Blättchen fortschattirte; als keine Antwort erfolgte, sagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einsam ist es hier für Sie.“

„Das hab' ich gern,“ erwiederte sie leise und tauchte wieder den Pinsel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere fertige Blättchen; er nahm eins derselben, auf dem eine Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und schrieb mit Bleistift darunter:

Eine andre Blume hatt' ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beisammen sind,
Taucht sie empor aus den Gründen.

Er hatte das so beschriebene Blatt vor sie hingelegt; aber sie warf nur einen raschen Blick darauf und schob es dann, ohne aufzusehen, wieder unter die anderen Blätter, indem sie sich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile stand er neben ihr, als könne er nicht fort; da sie aber schweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, so pfiff er seinem Hunde und schritt mit diesem in den Wald hinaus.

* * *

Es war ihm seltsam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, fast gedankenlos, hatte er sie in den Kreis seines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen Tage hatte sie ihm sein sollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein störendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu sehen; aber selbst der löwengelbe Hund sah es, daß sein Herr in den Bann dieses fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen sei; denn mehr wie je drängte er sich an ihn und blickte ihn mit fast vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren sie zweck- und ziellos mit einander umhergestreift; jetzt, da schon die Dämmerung in den Wald herabsank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußsteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um diese Zeit die Nebelkrähen sich zu versammeln pflegten, bevor sie zu ihren noch abgelegeneren Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachsenen Granitbock gelehnt, auf dem Franziska sich einige Male ausgeruht, wenn sie mit ihm von

einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäst des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauschte, wo sie durch einander hüpften und krächzten, als hätten sie die Chronik des Tages mit einander festzustellen; aber die schwarzgrauen Gesellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch seine Phantasie ging der leichte Tritt eines Mädchens, desselben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an diesem Stein herabgehangen hatten, gegen den er jetzt seinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht, er begriff es fast nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbstständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es

war ein Feindseliges, das ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgesprungen; er streckte die Arme mit geballten Fäusten in die leere Luft, als müsse er seine Sehnen prüfen, um sogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu bestehen.

Ueber ihm in der Eiche rauschten noch immer die Vögel durch einander; da schlug der Hund an, und die ganze Schaar erhob sich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber aus dem Walde hörte er ein anderes Geräusch; kleine leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwischen den Baumstämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Faust gegen seine Brust, als könnte er das rasende Klopfen seines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos stand sie vor ihm.

„Franziska!“ rief er. „Wie blaß Sie aussehen!“

„Ich bin gelaufen,“ sagte sie, „ich habe Sie gesucht.“

„Mich, Franziska? Es wird schon dunkel hier im Walde.“

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürstete, in seinem Antlitz lesen; aber sie sagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Bestellung ausrichtet: „Es ist Jemand da, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Der mich zu sprechen wünscht, Franziska?“

Sie nickte. „Es ist der Vormund, der Schuster,“ sagte sie beklommen, als fühle sie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angst vor ihm.“

„So kommen Sie, Franziska!“

Und rasch schritten sie den Weg zurück.

— — Es war ein untersetztes Männlein mit wenig intelligentem, stumpfnasigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Lewerenz auf sie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska schon vorangegangen war.

„Nun, Meister, was wünschen Sie von mir?“ sagte er, indem er sich auf den Sessel vor seinem Schreibtisch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles

wie verlegen an der Thür stehen blieb, brachte zuerst in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlassung seines heutigen Besuches zum Voraus zu entschuldigen suchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptsache. Ein alter Bäckermeister, reich, — sehr reich und ohne Kinder, wollte Franziska zu sich nehmen; er hatte fallen lassen, daß er sie sogar in seinem Testament bedenken werde, wenn sie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, sei es Gewissenssache, ein solches Glück für seine Mündel nicht von der Hand zu weisen.

Richard hatte, wenigstens scheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürsorglichkeit anerkennen, Meister," sagte er jetzt, indem er gewaltsam seine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht schlechter gestellt sein in meinem Hause; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben."

Der Mann drehte eine Weile den Hut in seinen Händen. „Ja," sagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen."

„Und weshalb denn nicht?"

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürrisch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieser Verhandlung laut- und regungslos am Fenster gestanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, sah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angstvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von sich werfend, blickte sie ihn an.

„Franziska!“ murmelte er. Einen Augenblick war es todtenstill im Zimmer.

Dann wandte er sich wieder an den Vormund; sein Herz schlug ihm, daß er nur in Absätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verschweigen mir den wahren Grund, Meister,“ sagte er; „erklären Sie sich offen, wir werden schon zusammen fertig werden.“

Der Andere erwiederte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären.“

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund sagen, Vormund?“ fragte sie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener schneidende Ton, der wie ein verborgenes Messer daraus hervorschoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiederte der Handwerker, seine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es selbst nicht sagen wollen, — der Bäckermeister hat eine Hypothek auf Ihrem Hause; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!"

Richard athmete auf. „Ist dem so?" fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft sich Ihre Schuld?"

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältnisse eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meister," erwiederte Richard rasch; aber bevor er seinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziska's Stimme in seinem Ohr: „Nicht schenken! Bitte, nicht schenken!" und eben so leise, aber wie in Angst, fühlte er seinen Arm von ihr umklammert.

Er besann sich; er hatte sie sofort verstanden.

„Meister," begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es sofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldschein auszustellen. Verstehen Sie mich wohl — so lange Ihre Mündel sich in meinem Hause befindet, verlange ich keine Zinsen! Sind Sie das zufrieden?"

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des schicklichen Rückzuges halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er sich damit einverstanden.

„So gedulden Sie sich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben."

Franziska hatte sich aufgerichtet; Richard rückte seinen Sessel an den Schreibtisch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte schrieb.

Rasch war der Brief versiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska stand noch an derselben Stelle. Wie gebannt, ohne sich zu rühren, blickten Beide auf die Thür, die sich eben wieder geschlossen hatte; als käme es darauf an, sich der schwerfälligen Schritte zu versichern, die jetzt langsam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf- und Zuschlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er sich gegen sie. „Komm!" sagte er leise und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug gewesen sein; denn sie flog an seine Brust, und er preßte sie an sich, als müsse er sie zerstören, um sie sicher zu besitzen. „Franzi! Ich bin krank nach dir; wo soll ich Heilung finden?"

„Hier!" sagte sie und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgesprungen; ein schöner schwarzgelber Hundekopf drängte sich durch die Spalte, und bald schritt das mächtige Thier selbst fast unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erst, als es den Kopf an die Hüfte seines Herrn legte und mit den schönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Bist du eifersüchtig, Leo?" sagte Richard, den Kopf des Thieres streichelnd; „armer Kamerad, gegen die sind wir beide wehrlos."

— — Auch auf diesen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der Schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunstvogel zehn Mal unter Flügelschlagen sein „Kukuk" gerufen, und Richard holte den großen Schlüssel aus seiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das Hofthor in der Mauer abzuschließen.

Als unten auf dem Flur Franziska aus der

Küche trat, haschte er im Dunkeln ihre Hand und zog sie mit sich auf den Hof hinab. Schweigend hing sie sich an seinen Arm. So blickten sie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es stürmte; die Tannen sausten, hinter dem Wald herauf jagte schwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht scholl das Geheul des großen Waldkauzes. Das Mädchen schauderte. „Hu, wie das wüst ist!"

„Du, hast du Furcht?" sagte er. „Ich dachte, du könntest dich nicht grauen."

„Doch! Jetzt!" Und sie drängte ihren Kopf an seine Brust.

Er trat mit ihr zurück und warf den schweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenstern fiel der Lampenschimmer in den umschlossenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!" sagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!" raunte sie ihm ins Ohr.

Er nahm sie wie berauscht auf beide Arme und trug sie in das Haus. — Und auch hier drehte sich nun der Schlüssel, und wer draußen gestanden hätte,

würde es gehört haben, wie auf diesen Klang der große Hund sich innen vor der Hausthür niederstreckte.

Bald war auch in den Fenstern oben das Licht erloschen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwischen unzähligen anderen in der großen Einsamkeit der Waldnacht.

* * *

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei seiner ersten Verhandlung mit dem Vormunde in dieser Beziehung alle Fürsorge auf sich genommen hatte, so war bei dem abwehrenden Wesen des Mädchens doch noch kein Augenblick gekommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und nicht weniger die Scham, womit er sie bemüht sah, es ihm zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein süßes, schmerzliches Licht schien ihm bei solchen Anlässen von ihrem jungen, sonst ein wenig herben Antlitz auszustrahlen. — Jetzt aber durfte es so nicht länger bleiben.

Drei Meilen südlich von ihrem Waldhäuschen

lag eine große Handelsstadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbespannter Wagen, um sie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhause eingesperrt worden. Frau Wieb, nachdem sie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagensitz hinauf, und fort rollten sie über die holperigen Geleise der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren sie in einem Dorfkruge abgestiegen. Als die Wirthin die bestellte Milch brachte, fragte sie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?"

„Freilich," wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andere Glas."

Mit übermüthiger Schelmerei blickte sie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als sie die große Stadt erreichten.

Zuerst wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenstoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demselben Geschäfte

besorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Cabinet gehen, um sich die Maaße nehmen zu lassen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachsten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Fürs Haus und für den Wald!" Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke, womit die jungen Herren des Ladens sie über den Eigensinn des „Herrn Vaters" zu trösten suchten, ohne eine Miene zu verziehen, über sich ergehen lassen.

Sie gaben ihre Adresse ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziska's Malgeräth vervollständigt und bei einer Modistin zwei einfache aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten sie in ein Weißwaarengeschäft. Bevor noch Franziska ein Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie sind ein Verschwender!" sagte sie; „das hätt' ich Alles selber nähen können."

„Du hast Recht!" erwiederte er, und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie so fortfahren, Richard, so gehe ich in keinen Laden mehr."

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was soll das „Sie“? Bist du mir böse, Franzi?“

„Nein, du; aber du siehst mir heut' so vornehm aus.“

„Weiter!“ sagte er.

Bald darauf standen sie in dem elegantesten Schuhwaaren-Magazin; und die Ladendame, nachdem sie etwas herabsehend die unscheinbare Gestalt des Mädchens gemustert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung spielte um Franzi's Lippen, als sie auf diese Mittelwaare blickte; denn sie besaß eine Schönheit, welche an diesem Orte als die höchste gelten mußte, und deren sie sich vollständig bewußt war. Aber sie setzte sich gleichwohl auf den bereit stehenden Sessel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, stieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch' ein Aschenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderschuhe bringen.“

Wie eine Fürstin saß Franzi auf ihrem Sessel; Richard, der diesen Sieg vorausgesehen hatte, ver-

schlang den triumphirenden Blick, den sie zu ihm hinaufsandte.

Die Ladendame aber erschien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Aristokratie der Kundschaft hinaufgerückt; sie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasschränken hervor, die aber sämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Absätzen versehen waren.

„Nein, nein,“ sagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug sein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf solchen Klötzen gehen!“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ sagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundschaft müssen wir uns nach der Mode richten.“ Dann kramte sie wieder in ihren Schränken; und nun brachte sie Stiefelchen, so leicht, so weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erste Paar glitt wie angegossen über Franzi's schlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgesucht, auch für die gemeinschaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldstiefelchen das Maaß genom-

men; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menschenfluth der großen Stadt. Sie hing an seinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer rascher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieser Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Anderen je gehören sollten.

Mit sinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hause des Waldwinkels.

— — Einige Tage später brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Bestellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und schloß sich darin ein. Als sie nach geraumer Zeit in die Wohnstube trat, ging sie auf Richard zu, nahm ihn schweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief sie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachste, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergessen, Richard an den Einkauf

eines guten Kleiderstoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, sie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht versäumen, gab sie keine Ruhe, bis sie zu dem neuen Staat ihr Maaß genommen hatte und anderen Tages schon zwischen zerschnittenen Stoffen und Papiermustern in Frau Wieb's Kämmerchen am Schneidertische saß. So geschickt wußte sie es der alten Frau vorzustellen, daß sie noch keineswegs zu alt sei, um hier eine Rosette, dort eine Puffe oder Schleife angesetzt zu bekommen, daß diese immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkstatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache sie noch einmal wieder jung.

Richard schien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da sie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er sie an und sagte: „Aber Franzi, was stellst du denn mit unserer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathseba auf ihre alten Tage."

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den seinen ruhen. „Laß nur," sagte sie dann, „die Alte muß

auch ihre Freude haben!" Und schon war sie durch die Kammerthür verschwunden.

* * *

Sie wohnten zwischen der Haide und dem Walde, in welche seit hundert Jahren keine Menschenhand hineingegriffen hatte; rings um sie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menschen waren fern, nur die Bienen kamen und summten einsam über die Haide. Einmal zwar war der alte Inspector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwiesprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein paar Tage später war ein mächtiges Fuder schwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hause abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit seinen neugierigen Augen sich herangedrängt, hatte glücklich ein Geschäft gemacht, war dann aber mit der Weisung entlassen worden, daß in Zukunft Alles brieflich solle bestellt werden. Sonst war Niemand da gewesen, als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr sonst zu brin=

gen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Besuch auf dem jenseit des Waldes liegenden Schlosse hatte Richard den Junkern zwar versprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeschoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbst die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen sollten, wurden seit Wochen ungelesen in einem unteren Fache des Schreibtisches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen fast schritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldstiefelchen, die Kleider aufgeschürzt, über der Schulter eine kleine Botanisirtrommel, die er für sie hatte anfertigen lassen. Meistens sprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duft bedeckt war, wenn still, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür stürmte, in schweigendem Einverständniß von ihnen zurück getrieben; hastig warfen sie dann das schwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winselns und Bellens, das von dem verschlossenen Hofe

aus hinter ihnen herscholl. Eilig gingen sie fort, und endlich zwischen Busch und Haide erreichte es sie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheure Stille um sie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Astes: im Laube versteckt saßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in seltener Fülle die tiefrothen Hagerosen aufgebrochen. Wenn gar so schwül der Duft auf ihrem Wege stand, ergriffen sie sich wohl an den Händen und erhoben schweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, sie waren die einzigen Menschen, Mann und Weib, in dieser träumerischen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und schon senkrecht ihre Mittagsstrahlen herabsandte, waren sie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft ansteigend breitete ein unabsehbares Kornfeld sich vor ihnen aus; es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den

Horizont erblickte man nichts, als das leise Wogen dieser bläulich silbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen sein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die stille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten schritt Franziska in das wogende Aehrenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenstamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter schritt sie; es wallte und fluthete um sie her; und immer ferner sah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere schwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne sie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unsichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? — Vielleicht war es keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen sah, die Augen brechen macht! Es lauert ja so Manches, um unsere Hand, um unseren Fuß zu fangen und uns dann hinabzureißen. — — „Franzi!" rief er; „Franzi!"

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!" kam es zurück. „Ich will nur wissen, wo die Glocke läutet!"

„Das gilt nicht uns, Franzi; das ist die Mittagsglocke auf dem Schloß!"

Sie wandte sich um und kam zurück. Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Weißt du nicht, daß es gefährlich ist, so tief in ein Aehrenfeld hineinzugehen?"

„Gefährlich?" Sie sah ihn seltsam lächelnd an. Dann tauchten sie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem schwülen Tage, waren sie erst spät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend schon tief herabsank, ruhten sie am Ufer eines großen Waldwassers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungslosen Stille, schwankte das Schilf mit leisem Rauschen an einander; drüben hinter dem jenseitigen Walde, der seine Schatten auf den Wasserspiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterschein empor; Irisduft wehte über den See, und ein lautloser Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte sich über sie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an sich vorübergehen, wenn ihr blasses Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. „Weißt du," sagte er, — „es heißt,

man solle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradiesesschlange sehen. Eben, da der Blitz flammte, sah ich es in deinen Augen."

„Schillerte es denn schön?" fragte sie, und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend schön."

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du bist ein Thor, Richard!"

„Ich glaube es selber, Franzi."

Und er legte den Kopf in ihren Schooß, und, zu ihr emporblickend, sah er wieder und wieder die Wetterscheine in ihren dunklen Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittags aber, als von den Fenstern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauschenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erschien und die Drachenköpfe unaufhörlich Wasser von sich spieen, stand Richard sinnend und allein an seinem Schreibtische, nur mitunter wie abwesend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte sie heute noch nicht gesehen; am Frühstückstische hatte er vergebens auf sie gewartet. Jetzt ging sie schweigend auf ihn zu,

drückte ihre Augen gegen seine Brust und hing an seinem Halse, als sei sie nur ein Theil von ihm. Er legte seinen Arm um sie, aber er küßte sie nicht; seine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als sie plötzlich wieder aus seinem Arm und aus dem Zimmer sich hinweggestohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthschaftlichen Bestellung Frau Wieb ins Zimmer trat, fand sie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schieblade stehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tischplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewissen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag' mir, Wieb," rief er der Eintretenden zu, „in welcher Kirche bin ich denn getauft? Du bist ja damals dabei gewesen."

„Wie?" fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „In welcher Kirche?"

„Nun ja; mir fehlt der Taufschein; man muß seine Papiere doch in Ordnung haben."

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte sie ihm die Kirche.

Aber er hörte schon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ sagte er mit leisen aber scharfen Lauten vor sich hin, indem er wie abwehrend seine Hand ausstreckte. „Wen geht's was an! Es soll mir Niemand daran rühren!“

Als er sich umwandte, stand seine alte Wirthschafterin noch im Zimmer; das Muster der Tapete, das sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, schien sie festgehalten zu haben. Er fragte sie: „Was siehst du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die sitzen da nicht von ungefähr,“ erwiederte sie. „Der Herr Inspector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergessen und Vergessenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schlosse drüben — der Großvater ist's gewesen von dem jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er fast übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er schon in die reiferen Jahre gekommen war, aus seiner Nähe lassen wollen;

der junge Herr wäre darüber fast zum Hagestolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, so ist der Sohn in seine junge Frau vernarrt gewesen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß seines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen; er hat den Beiden das Schloß gelassen und hat sich in die Einsamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in diesem Zimmer, wo er noch Jahre lang gelebt, ist derzeit von ihm selber ausgewählt; es seien die Blumen des Schlafes und der Vergessenheit, so soll er oft gesagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?"

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen seine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach.

Es war eine weite Haidelandschaft, vielleicht die an dem Waldwinkel selbst belegene, hinter welcher eben der erste rothe Sonnenduft heraufstieg; in der Ferne sah man, gleich Schattenbildern, zwei jugend-

liche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie schwebend gegen den Morgenschein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, stand im Vordergrunde die gebrochene Gestalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung desselben hinüberblickte, trat ihm dort, halb versteckt zwischen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die bei näherem Anschauen in phantastischen Buchstaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung' Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten;
Da kam ein and'rer junger Schritt,
Nahm deinen jung' Genossen mit;
Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

So lauteten die Worte. Lange stand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einsamen Alten, wenn es sich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieser Räume zeigen, oder war diese Gestalt das Alter selbst, und würde sie — nur eines vermessenen Worts bedurfte es vielleicht — sein eigenes

Angesicht ihm zukehren? — Wehte nicht schon ein gespenstisch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er sich in Bart und Haar und richtete sich rasch und straff empor. — Nein, nein; es hatte ihn noch nicht berührt. Aber wie lange noch, so mußte es dennoch kommen. Und dann? — —

Er wandte sich langsam ab und trat an seinen Schreibtisch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er sie vorhin genommen hatte. — Draußen strömte unabläßig noch der Regen.

* * *

In den nächsten Tagen schien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Riesenhügel, in welchem Meister Reinecke wohnte, hatten sie ihr mitgenommenes Vesperbrod verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues seine vergeblichen Untersuchungen fortgesetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren sie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging sie schon wieder in den leichten Stiefeln, die sie stets im Hause zu tragen pflegte.

„Du bist blaß," sagte Richard; „es ist zu weit für dich gewesen."

„O, nicht zu weit."

„Aber du bist ermüdet, komm'!" Und er drückte sie in den großen Polsterstuhl, der dicht am Fenster stand.

Sie ließ sich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die schmächtige Gestalt verschwand fast in dem breiten Sessel.

„Wie jung du bist!" sagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung."

Sie hatte ihr Füßchen vorgestreckt, und er sah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde du bist," sagte er; „da geht schon wieder quer über den Spann ein Riß!" Er hatte sich gebückt und ließ seine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wie viel Paar solcher Dinger verbrauchst du denn im Jahr, Prinzeßchen?"

Aber sie legte nur ihren kleinen Fuß in seine

Hand, löste ihre schwere Haarflechte, die sie drückte, so daß sie lang in ihren Schooß hinabfiel, und streckte sich dann mit geschlossenen Augen in die weichen Polster.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wiesenmulde stiegen weiße Dünste auf, und drüben im Tannenwalde war schon die Schwärze der Nacht. — Da schlug draußen im Hofe der Hund an, und Franzi fuhr empor und riß ihre großen grauen Augen auf.

Nein, es war wieder still; aber von jenseit des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Musik herübergeweht.

„Laß doch," sagte Richard, „das kommt nicht zu uns."

Aber sie hatte sich vollends aufgerichtet und sah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es ist nur eine Hochzeit, Franzi; sie werden mit der Aussteuer drüben am Waldesrand herumfahren."

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?"

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht."

„Freilich."

Sie standen jetzt Beide am Fenster; er hatte den Arm um sie gelegt, sie lehnte den Kopf an seine Brust. Ein paar Mal, aber immer schwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles still, so still, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer schwerer ging.

„Fehlt dir etwas, Franzi?" fragte er.

„Nein; was sollte mir fehlen?"

Er schwieg; aber sie drängte ihr Köpfchen fester an seine Brust. „Du!" sagte sie, als brächte sie es mühsam nur hervor.

„Ja, Franzi?"

„Du — warum heirathen wir uns nicht?"

Es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt streckte ihre grobe Hand nach seinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?" wiederholte er, scheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?"

„Freilich!" Sie sann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!"

„Ja, Franzi! Aber" — er blickte ihr tief in die

Augen, und seine Stimme sank zu einem Flüstern, als wage er die Worte nicht laut werden zu lassen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!"

Sie starrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!"

„Müssen, Franzi? Weh' mir, wenn du es müßtest!"

Sie schwiegen Beide.

„Wie alt bist du, Franzi?" begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn."

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menschenalter dir voraus. Ueber diesen Abgrund bist du zu mir hinübergeflogen, mußt du immer zu mir hinüber. – Es könnte ein Augenblick kommen, wo dir davor schauderte."

„Was sprichst du da?" sagte sie. „Ich verstehe das nicht."

„Verstehe es nimmer, Franzi!"

Aber während sie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerstes zurück.

Hatten seine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und sah sie, was ihr bisher entgangen war,

einen Zug beginnenden Verfalls in seinem Antlitz? -- Doch schon hatte sie sein Haupt zu sich herabgezogen und erstickte ihn fast mit ihren Küssen. Dann riß sie sich los und ging rasch hinaus.

Als sie fort war, machte er sich an seinem Schreibtische zu thun. Mit einem besonders künstlichen Schlüssel öffnete er ein Fach desselben, in welchem er seine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verschiedenen Päckchen einzelne hervor, schlug einen weißen Bogen darum und setzte eine Schrift darauf. Als das geschehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüssel, paßte ihn in das Schlüsselloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tischplatte.

Der Abend war schon so weit hereingebrochen, daß er Alles fast im Dunkeln that; über den Tannen drüben war schon der letzte Hauch des braunen Abendduftes verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und schweigend das Zimmer wieder verlassen wollte, ergriff er ihre Hand und zog sie vor den Schreibtisch.

„Kennst du das, Franziska?“ fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte scharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiederte sie; „es ist so gut wie Geld.“

„Es sind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magister einmal zu solchen ein Verzeichniß machen müssen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in frischer Schrift ihr Name stand, und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es ist dein Eigenthum,“ sagte er.

„Mein, das viele Geld!“ Sie blickte mit scharfen Augen auf das verschlossene Päckchen.

„Versteh' mich, Franzi,“ begann er wieder; „schon jetzt ist es dein; am allermeisten aber“ — und er verschlang die junge Gestalt mit seinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo du selber nicht mehr mein bist. Du wirst dann völlig frei sein; du sollst es jetzt schon sein.“

Er sah sie an, als erwartete er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung; da sie aber schwieg, sagte er in einem Tone, der wie scherzend klingen sollte: „Da du jetzt eine Capitalistin bist, so muß

ich dir auch den nöthigen Eigenthumssinn einzupflanzen suchen."

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf seinen Schooß und begann die Rubrik der Course mit ihr durchzugehen. Dann aber, als sie ihm aufmerksam zuzuhören schien, lachte er selbst über sein schulmeisterliches Bemühen. „Es ist spaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du hast natürlich kein Wort von alle dem verstanden!"

Aber sie lachte nicht mit ihm; sie war von seinem Schooße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er sah sie verwundert an. „Du bist gefährlich klug, Franzi!" sagte er.

„Magst du lieber, daß ich's nicht verstehe, wenn du mich belehrst?"

„Nein, nein; wie sollte ich!" — —

Sie wollte gehen, aber er rief sie zurück. „Vergiß den Schlüssel nicht!" Und indem er sie an den Schreibtisch führte, setzte er hinzu: „Dieses Fach enthält jetzt mein und auch dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!"

Sie hatte indessen eine Schnur von ihrem Halse

genommen, woran sie eine kleine goldene Kapsel mit den Haaren einer früh verstorbenen Schwester auf der Brust trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüssel zu befestigen; aber ihre geschäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi," sagte er. „Was beginnst du!" — Er hatte das Mädchen zu sich herangezogen und küßte sie mit Leidenschaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu deinen anderen Dingen. Was denkst du denn! Soll ich den Cassenschlüssel an deinem Herzen finden?"

Sie wurde roth. „Was du auch gleich für Gedanken hast," sagte sie und steckte den Schlüssel in die Tasche.

* * *

Es war in der ersten Hälfte des August. Schwül waren die Tage, trübselig in der Mauser saßen die Vögel im Walde; nur einzelne prüften schon das neue Federkleid zum weiten Abschiedsfluge; aber desto schöner waren die Nächte mit ihrer erquickenden Kühle. Draußen im Waldwasser, wo vordem die Iris blühten, wie auf dem Hofe in der Tiefe des

offenen Brunnens spiegelten sich jetzt die schönsten Sterne; im Nordosten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchstraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächsten Umkreis des Waldwinkels nicht verlassen; ein Körperleiden aus den Jahren seiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten spukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand sich auf ihn gelegt.

Jetzt saß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfassungsmauer angebracht war; an seiner Seite lag sein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich seines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit gewesen? — Ein Nichts, ein schlafender Keim! Wie lange hatte er schon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort sitzen sollen.

Da schlug der Hund an und richtete sich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen sich Schritte vernehmen, und bald erschien die schlanke Gestalt eines

Mannes, rasch auf dem Fußsteige hinabschreitend. „Ruhig, Leo!“ sagte Richard, und der Hund legte sich gehorsam wieder an seine Seite.

Der Fremde war indessen näher gekommen, und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krausen Haar und kecken Gesichtszügen; sehr weiße Zähne blinkten unter seinem spitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünschen etwas von mir?“ sagte Richard, indem er sich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünschte das junge Mädchen in Ihrem Hause zu sprechen.“

Es war eine Zuversichtlichkeit des Tons in diesen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünschen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um sie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem sie diese Ehre danken sollte? Ihrer Sprache nach sind Sie nicht aus dieser Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiederte in seiner unbekümmer-

ten Weise der Andere; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Försterei der Herrschaft.“

„Aber Sie irren sich, Herr Förster; die junge Dame, die in meinem Hause lebt, besucht nicht solche Tänze.“

„O, mein Herr, es ist die anständigste Gesellschaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andere schwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame selber fragen!“

„Es wird nicht nöthig sein.“

Richard wandte sich nach der Pforte. Da der Förster auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, streckte der Hund seinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Förster!“ sagte Richard.

Ein scharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Gesellen; er biß in seinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Fußsteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er sich noch einmal und warf einen Blick nach den Fen-

stern des Waldwinkels; bald darauf verschwand er drüben in dem schwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wiesenmulde stand, war Richard ins Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, sah er Franziska am Fenster stehen, die Stirn gegen eine der Glasscheiben gedrückt; ein Staubtuch, das sie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!“ rief er.

Sie kehrte sich, wie erschrocken, zu ihm.

„Sahst du den jungen Menschen, Franzi?“ fragte er wieder; „es war derselbe, der uns in letzter Zeit ein paar Mal im Oberwald begegnet ist.“

„Ja, ich bemerkte es wohl.“

„Hast du ihn sonst gesehen?“

In Richard's Stimme klang etwas, das sie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forschend an. „Ich?“ sagte sie. „Wo sollte ich ihn sonst gesehen haben?“

„Nun — er war so gütig, dich zum Tanz zu laden.“

„Ach! Tanzen!“ Und ein Blitz von heller Jugendlust schoß durch ihre grauen Augen.

Er sah sie fast erschrocken an. „Was meinst du, Franzi?“ sagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewiesen.“

„Abgewiesen!“ wiederholte sie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloschen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?“

Aber sie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzusehen, doch mit jenem scharfen Klang der Stimme, der sich zum ersten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte sie nach einer Weile: „Hast du je getanzt, Richard?“

„Ich, Franzi? Warum fragst du so? — Ja, ich habe einst getanzt.“

„Nicht wahr, und es ist dir eine Lust gewesen?“

„Ja, Franzi,“ sagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan.“

„Und jetzt,“ fuhr sie in demselben Tone fort, „jetzt tanzest du nicht mehr?“

„Nein, Franzi; wie sollte ich? das ist vorbei. — Aber du nimmst mich ja förmlich ins Verhör!“

Er versuchte zu lächeln; aber als er sie anblickte, standen die grauen Augen so kalt ihm gegenüber.

„Vorbei," sagte er leise zu sich selber, „der Schauder hat sie ergriffen; sie kommt nicht mehr herüber."

Er ließ es still geschehen, als sie nach einer Weile an seinem Halse hing und ihm eifrig ins Ohr flüsterte: „Vergieb! Ich habe dumm gesprochen! Ich will ja gar nicht tanzen."

* * *

Richard's Unwohlsein hatte in einigen Wochen so zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlassen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung selbst geläufig war; sogar Frau Wieb's aus Wachs und Baumöl gekochte Salben wurden unerbittlich zurückgewiesen. Besser wußte Franziska es zu treffen. Sie saß neben seinem Lehnstuhl, wo er, an einem künstlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufsatz über hier aufgefundene, seltene Doldenpflanzen begonnen hatte; sie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; sie suchte darin die einschlagenden Stellen für ihn auf und las sie vor. „Wenn ich noch einmal Professor werde," sagte er

heiter, „welch' einen Famulus besitz' ich schon!" Aber sie war nicht nur sein Famulus, sie war auch das Weib, deren stille Nähe ihm wohlthat, die schweigend seine Hand, wenn sie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polster und den Schemel rückte und ihm mit sanfter Stimme den Trost auf baldige Genesung zusprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er sie fortgeschickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzusuchen, das nach seiner Rechnung sich jetzt erschlossen haben mußte; am Waldwasser, das sie Beide zu allen Tageszeiten oft besucht hatten, standen hier und da die Pflänzchen. — Er selbst war in seinem Lehnsessel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf allen Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziska's Hand vor ihrem Weggange sorgsam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgesucht, die nach seiner Absicht dem Aufsatze beigedruckt werden sollte; aber seine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin selbst, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an seinem Krankenstuhle wollte ihm auf einmal fast unheimlich schei-

nen; denn — er konnte es sich nicht verhehlen — Franzi hatte sich in der letzten Zeit ihm zu entziehen gesucht, sie war fast wieder scheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Ersatz sein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Wesen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenster, in dessen Nähe seine Krankenstatt aufgeschlagen war. Durch die klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verschwunden war, fielen seine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wiesenmulde stand; eine Schaar von Drosseln tummelte sich flatternd und kreischend zwischen den schon rothen Traubenbüscheln, die in dem scharfen Strahl der Nachmittagssonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!“ sagte Richard bei sich selbst; „die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi schon zurück wäre!“

Eine ungeduldige Sehnsucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas versagt, woran sie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es schien ihm

plötzlich klar geworden, dies Versagen drückte sie. Wenn er nur erst gesund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieser Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder frischen Antheil zu nehmen. Dann, wenn sie unter Menschen lebten, mußte schon Alles nachgeholt sein; was er ihr und sich selber einst entgegengesetzt hatte, er schalt es kranke Träume, die den Dünsten des öden Moors entstiegen seien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder ins volle Leben hinaus; ein ganz froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, süße Franzi!" rief er und streckte beide Arme nach ihr aus.

Aber sie kam noch nicht.

Er versuchte es, seine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er schrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Westen der Umfassungsmauer standen, fielen die Schatten schon über den ganzen Hof; nur seitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenstrahl ins Zimmer. Da sah er es drüben aus den Tannen schimmern;

Franziska trat aus dem Dunkel und schritt langsam auf dem Fußsteige hin; ein paar Mal blieb sie wie aufathmend stehen, während sie durch die Wiesenmulde heraufkam.

Als sie dann zu ihm ins Zimmer getreten war, legte sie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin, auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei, aber die Knospen waren noch nicht erschlossen; vergebens — so sagte sie — habe sie sich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgesehen; aber morgen oder übermorgen werde sie gewiß schon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte sie an sich ziehen.

„Du hast wohl sehr weit umher gesucht!“ sagte er.

Aber er fühlte ein leises Widerstreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechseln.“

„So thue das erst, komm' aber bald zurück! Ich habe fast um dich gesorgt.“

„Um mich? Das war nicht nöthig.“

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnstuhl sitzt!

— Ich hörte schießen, drüben vom Waldwasser her. Hast du es nicht gehört?"

„Ich? Nein, ich hörte nichts." Sie hatte im selben Augenblicke den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück," sagte sie, ohne umzusehen, und ging rasch zur Thür hinaus.

Als sie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit seiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf seines Herrn Schooß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ seine Hand liebkosend über den Rücken des schönen Thieres gleiten.

„Sei ruhig, Leo!" sagte er, „wir Beide bleiben doch beisammen!" — Er theilte mit den Fingern das seidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß sehen! Hast du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardischen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehn wir nun nicht mehr! — Aber schön wird doch auch die neue Fahrt mit deiner jungen Herrin, wenn sie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landschaft blickt, und du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie einstens, da wir noch allein die Welt durch-

streiften! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!"

Er hatte sich hinabgebeugt, aber Leo schloß wie beruhigt seine Augen, und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in sanften Bewegungen die Zufriedenheit seines Innern. So saßen sie still beisammen, wie sie es sonst so oft gethan, Tags an der offenen Landstraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die scheinbar so weit von ihm getrennte Creatur — in diesem Augenblicke legte sich das Gefühl der gegenseitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi seinen so freudig gefaßten Entschluß mitzutheilen; auch als sie bald darauf wieder eintrat, und selbst in den folgenden Tagen gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erschlossene Blume, um derenwillen sie zuerst hinausgegangen war; sie brachte auch andere, die zu seiner Arbeit in Beziehung standen; jedes Mal hatte sie etwas Neues vorzulegen. In der Vase, welche auf dem Schreibtische stand, ordnete sie fast täglich

einen neuen Strauß von Gräsern und wilden Blumen, zwischen denen jetzt auch schon Zweige mit rothen und schwarzen Beeren glänzten.

Wenn sie ihn verlassen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er sich selber zu gestehen schämte. Denn was konnte ihr geschehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn sie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt sein.

Aber allmälig und immer rascher fühlte er sich genesen; bald ging er im Hause, bald mit Leo oder Franzi auch schon draußen in der nächsten Umgebung desselben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbstluft. Und jetzt erfaßte ihn aufs Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, seine Pläne zu verwirklichen. Mit raschem Entschluß setzte er sich an den Schreibtisch und theilte seinem Freunde, dem Bürgermeister, seine Absicht nebst einer dessen Persönlichkeit entsprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er seinen Besuch auf die nächsten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeschwerer lag die jüngst verfaßte Arbeit, in sauberer Reinschrift von Franziska's Hand und fertig zur Ver-

sendung an die Redaction einer botanischen Zeitschrift. Alles sollte noch heute die Botenfrau zur Post bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um sie einzusiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke seinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in seiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuschlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als sie den offenen, frisch geschriebenen Brief auf dem Tische liegen sah, trat sie auf leisen Sohlen näher; vorsichtig reckte sie den Kopf und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten sie die Schrift einsaugen. Ein paar Secunden stand sie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erschrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek sich Schritte rührten, entfloh sie, aus dem Zimmer, aus dem Hause und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief sie in die Haide hinaus, die an der Rückseite des Gebäudes lag. Eine Weile saß sie hier zwischen dem Eichengebüsch auf dem Boden, die Hände um die Knie gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauses, welche goldschimmernd in der Morgensonne aus dem Laub hervorragten,

nach dem Wald hinüber und vom Wald zurück zu dem alten Gemäuer, das dort so friedlich in dem Grün der Bäume stand. Plötzlich sprang sie auf; die ganze schmächtige Gestalt bebte, aber ihre Augen blickten entschlossen nach dem Walde hinüber. Durch das Gebüsch der Haide lief sie seitwärts an der Wiesenmulde entlang. Als sie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging sie durch die wuchernden Kräuter in dieselbe hinab und verschwand dann jenseits zwischen den Stämmen der Waldbäume.

— Als sie nach reichlich einer Stunde wieder ins Haus trat, schien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angesicht verschwunden.

„Bist du endlich da, Franzi?“ sagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegenkam; „ich suche dich seit einer Stunde.“

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih', daß ich dir's nicht sagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang ins Freie machen.“

Er legte ihren Arm in seinen. „Komm!“ sagte er und zog sie mit sich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er sie an beiden Händen und blickte sie lang und liebevoll mit seinen ernsten Augen an.

Sie senkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was hast du, Richard? Du bist so feierlich.“

„Franzi,“ sagte er, „gedenkst du wohl noch der Hochzeitsmusik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?“

Sie nickte ohne aufzusehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu dir sprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einsamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigensüchtiger Mensch; ich kann nicht anders, ich muß dich halten, unauflöslich fest, auch wenn du gehen wolltest! Ich ertrag's nicht länger, daß du frei bist. — Das ist Selbsterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne dich.“

Immer inniger ruhten seine Augen auf ihr, immer mehr hatte er sie an sich gezogen.

Bebend hing sie in seinen Armen. „Wann,“ sagte sie, „wann denkst du, daß es sein sollte?“

„Macht's dich beklommen, Franzi?“ — Er legte seine Hand auf ihre dicke, seidene Flechte, und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz sehen konnte.

„Ich hab' dich überrascht, besinne dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmusik; in dieser Stille, wo du mein geworden bist, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inspector; wir brauchen keine anderen Zeugen! Und übermorgen reise ich zu deinem Vormund, zu unserem Freund, dem Bürgermeister; die paar Tage noch bist du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlassen wir uns nicht mehr."

Er schwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann," sagte sie endlich, „wirst du wiederkommen?"

„Am Sonnabend reise ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff' ich Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid. — — Ja, Franzi, die Tage deiner Freiheit sind gezählt! Du wirst mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen sein?" —

Mit dem glücklichsten Lächeln blickte er sie an. „Und nun geh', mein geliebtes Weib! Ich hab' noch Mancherlei für uns zu ordnen."

* * *

Die letzte Nacht vor der Abreise war gekommen. — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden sich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie stets um diese Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingestreckt. Im Hause war Alles still, wenn nicht mitunter ein Husten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte, oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkukuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die schweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreischten auf dem Dache, und allerlei Stimmen schwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Walde herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenster? Das einzige an der Westseite des Hauses, wo die Eichenzweige die Mauer fast berühren?

Nein, nur in den Lüften brauste es stärker; es schien sich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb hustete; oben rief der Kukuk Eins! — Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht sonst auch da war, ließ sich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der ersten Dämmerung stand Franziska vor Richard's Bette. Er schlief noch; sie kniete nieder und küßte seine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufschlug, sagte sie: „Du mußt aufstehen, Richard; der Wagen wird bald da sein!"

„Franzi!" rief er, die Augen zu ihr aufschlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von seiner Stirn gewichen war, setzte er hinzu: „Hast du den Eulenschrei gehört heut' Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es just zu Eins."

Sie zuckte leise in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht," sagte sie leise.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, seltsam! Ich zweifelte zuerst, ob's auch nur einer seiner Vettern sei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo sich aufrichtete, und einige Male hin und wieder ging."

„Ich hab' es nicht bemerkt," sagte sie leise.

„Dann hast du fest geschlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächsten Bäume hier gesessen haben."

Sie saßen noch beim Frühstück mit einander, aber Franzi brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann stieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!" rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen sprang der Hund voraus.

Lange stand sie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges sich am Horizonte abhob.

* * *

Am Nachmittag trat Richard zu seinem Freunde, dem Bürgermeister, in das Zimmer.

„Nun, Waldmensch!" rief dieser, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenschüttelnd; „was treibst du denn für Streiche?"

„Du hast also meinen Brief erhalten?"

„Freilich! Wie du Einen alteriren kannst! Es sind natürlich lauter Scherze!"

„Ich bin im vollen Ernst zu dir gekommen."

„Höchst merkwürdig!" sagte der Bürgermeister; „romantisch, ganz romantisch! — Ich wette, du weißt

noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen gewesen sind."

„Was geht das mich an!"

„Nun, nun; du brauchst aber doch einen Taufschein — —"

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar deine obervormundschaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuster seine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker sollte in Versorgung geben wollen."

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkst du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewissen."

Richard lächelte. „Aber du bist ja nicht mein Obervormund; ist dir der Mann nicht gut genug für deine Mündel?"

„Bei Gott, du hast Recht, Richard! Mir war in diesem Augenblick, als seist du noch mein Leibfuchs. Da werd' ich freilich nichts dagegen machen können." Der Bürgermeister hatte seine goldene Brille von der Nase genommen, putzte die Gläser mit seinem gelbseidenen Schnupftuche und sah dabei den Freund kopfschüttelnd aus seinen kleinen Augen an. „Hm, solch' ein Schwärmer!" sagte er; „es ist doch seltsam, daß Eure Sorte immer — —"

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirst sie mir nicht ab," sagte er innig. „Laß gut sein, Fritz; sprich lieber, wie steht es mit dem Herrn Magister?"

„Er sitzt!" erwiederte der Bürgermeister mit einem höchst fröhlichen Erwachen seiner Stimme.

„Aber sein Proceß?"

„Still; weck' ihn nicht! Der schläft."

„Und Franziska?"

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten sind eingesandt; das Urthel kommt schon zu seiner Zeit."

„Nun, Fritz, so hilf mir, und laß uns Alles rasch besorgen!"

— — Und Alles wurde besorgt; schon am nächsten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in seinen Händen. Es war sein Plan gewesen, die Reise noch auf jene Großstadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine fast angstvolle Sehnsucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabsichtigten Einkäufe ließen sich ja auch am besten in Gemeinschaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr.

„Frisch zu, Kutscher," sagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld."

Der Kutscher brauchte seine Peitsche; noch am Nachmittag erreichten sie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaster lief ein Rad von der Achse, und zur Ausbesserung bedurfte es einer halbstündigen Arbeit in der Dorfschmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei seinem Eintritt in die Außendiele stieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demselben Augenblick ging der junge Förster, der eben aus der Gaststube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn gestreift.

Richard blieb unwillkürlich stehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andere den Hof verlassen hatte, ging auch er wieder hinaus und sah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinschreiten. Der Mensch war ihm verhaßt; er wußte selber kaum, weshalb er hier am Wege stand ihm nachzublicken.

Er wandte sich rasch wieder nach dem Hause. Dort hörte er von der Gaststube aus lebhaftes und

vielstimmiges Gespräch, wovon er bei seiner ersten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit seinem Hunde eintrat, fand er viele Gäste an den Tischen sitzen, denn es war Sonntag Nachmittag. Aber das Gespräch verstummte plötzlich; statt dessen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte sich geflissentlich nach seiner Reise-Angelegenheit. Von einem der Tische her hörte er noch den Namen des Försters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von seinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmälig kam wieder ein lautes Gespräch in Gang, wie es die Bauern über Ernte und Fruchtpreise um solche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achse hergestellt, und der Wagen rollte fort. Richard saß in sich versunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen, er konnte sich nicht freuen auf die Heimkehr; formlose gespenstische Gebilde aus irgend einem fernen grauen Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erst da wäre, nur erst Franziska's Antlitz wiedersähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwischen dem Eichenbusch über den harten Haideboden, und

endlich stieg das Dach des Hauses vor ihm auf, und er sah die Wetterfahnen in der Abendsonne schimmern.

Aber dort, was seitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war sie ja selbst; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie schien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn sie schlug die Richtung nach dem Hause ein; aber er beugte sich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!" — Da blieb sie stehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte sie sich und kam langsam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz sehen; die Augen standen so groß und dunkel über den blassen Wangen; er meinte, sie noch niemals so gesehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er schon hinabgesprungen und schloß sie in die Arme. „Gott sei gedankt!" rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslast von seiner Brust; „mir war, als könnt' ich dich verloren haben!"

Sie sagte nur: „Was du für Träume hast!"

Aber während ihr Kopf an seinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den an ihrer Seite stehenden Hund gefallen. Der hatte die Nase nach dem Walde ausgestreckt, der Richtung nach, in welcher Franzi ihn

soeben verlassen hatte, und schnoberte immer heftiger in der Luft umher. Fast mechanisch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard," sagte sie hastig; „und halte den Hund, damit er nicht, wie neulich, nach den Rehen jagt."

Er sah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Gestalt, die er in seinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er seinem Hunde und bald hatten sie die kurze Strecke bis zum Hause zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im saubersten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll Freude über seine unerwartet schnelle Heimkehr. Aber er sagte ihr, daß der Wagen schon auf morgen wieder bestellt sei, daß er in der großen Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reisen werde. Und dieser flüsterte er zu: „Du bist es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame; kleine seidene Stiefelchen soll sie dir anmessen! Du sollst dir Alles selber aussuchen — doch nein! Du bist zu anspruchslos, du würdest doch nur Kleider für dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich dich hüllen, so leicht

wie ein Nichts, so zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Rose nicht verbergen könnte."

Er sah es nicht, wie sie die weißen Zähnchen auf einander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi," fuhr er fort, „was meinst du, bist du es zufrieden?"

Sie zog schweigend seine Hand an ihre Lippen; dann sagte sie mit jenem scharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß du wieder einmal verschwenden willst, und daß du dich täuschest über mich arme Dirne, die ich bin."

„Und ich meine, daß du jetzt die Thörin bist."

* *
*

Der Abend kam. Richard hatte, wie gewöhnlich, das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeschlossen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund, der große Schlüssel zu dem ersteren hing an dem Thürpfosten in seinem Schlafgemache. Dann legte er sanft den Arm um Franzi's Leib, die müßig am Fenster des Wohnzimmers stand und nach dem dunklen Wald hinüberschaute, und führte sie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war

ihm wie eine unberührte Braut, er überschritt die Schwelle nicht. „Schlaf' süß, meine Franzi!“ sagte er. „Mir ist auf einmal wieder, als stünde das Glück mir noch in ungewisser Ferne.“

Sie hatte schon die Thür geöffnet; da riß er sie noch einmal an sich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!“

Dann war sie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geschlossenen Thür.

Langsam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tisch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in sein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieser letzten Tage, lag er in festen Schlaf gesunken. Weder das Rauschen der Wälder draußen in der dunklen Herbstnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunstvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe seines Schlummers. Schon war die höchste Stufe der Nacht erklommen; zwölf Mal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er schlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann Zwei; — dann Drei! Da kamen die

Träume; und was am Tage nur wie beängstigender Nebel vor seinem Blick geschwommen, jetzt wurde es zu farbigen Gestalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und seltsam, immer wollten ihre Augen ihn nicht ansehen! Aber dort hinter den Bäumen stand der Jäger. — — Stöhnend warf er sich umher auf seinem Lager; aus seinem Munde brachen heftige, zusammenhangslose Laute. Plötzlich fuhr er empor und saß aufgerichtet in den Kissen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in seinen Ohren; und jetzt schon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen sein. Im selben Augenblicke stand er auch am Fenster; kaum die erste graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch sah er es, wie eben das schwere Hofthor zuschlug. Wie noch im Traume hatte er eine seiner beiden Pistolen von der Wand gerissen; eine Fensterscheibe klirrte, und klatschend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles still. Er riß die andere Pistole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, stürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff

er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüssel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo bist du?“ — Nichts regte sich. Noch einmal rief er und stieg dann in den noch dunklen Hausflur hinab.

Da wurden seine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er sich bückte, fuhr seine Hand über langes, seidenweiches Haar. — Er stieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er sich; dann rannte er — er wußte selbst nicht weshalb — in die Kammer seiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tische stehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag sein Hund, die Beine steif gestreckt, die braunen Augensterne groß und offen. — Er warf sich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor schien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in stummer Klage starrten sie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchsichtig, als sähe er zwei jugendliche Gestalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenschein verschwinden.

Er sprang auf und stand im nächsten Augenblicke in Franziska's Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man sah, sie hatte nur zu flüchtiger Rast sich auf die Decke hingestreckt; das Kissen zeigte noch den Eindruck, wo sie ihren Arm gestützt hatte. Er hätte es nicht lassen können, er legte seine Hand hinein, als liebkoste er noch diese letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in seiner anderen Hand, und jäh schoß ein neuer Gedankenstrom durch seinen Kopf. Schon war er draußen auf der Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren seine Hände roth geworden. Langsam stieg er die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er sich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenster auf und öffnete dann mit seinem Schlüssel das Fach des Schreibtisches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher schon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziska's Namen war verschwunden. — Eine Weile

suchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abschieds oder was es immer sei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand sich nichts. —

Durch die Fenster brach der erste Morgenschein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einsame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und sah ihn an.

Die Sonne stieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergessenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war sein eigenes Angesicht, in das er blickte.

* * *

Der October war ins Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenschwarzeck saßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt sich gegenüber. Der ganze Tisch war voll von Kreidezahlen, sie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten; das Facit war gezogen und genehmigt worden;

die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Gesprächen, und sie waren auch schon in vollem Gange.

Casper-Ohm begann soeben von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit emporzusteigen. „Ihr mögt mir's glauben," sagte er geheimnißvoll, „es ist sein eigen Blut gewesen; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn sie ist auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magister aufgezogen worden; sogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen setzen lassen!"

„Casper-Ohm!" sagte der kleine Krämer, „Ihr seid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt gewesen!"

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund ist selbst bei mir eingekehrt gewesen; da, wo Ihr jetzt sitzt, hat er gesessen und seinen Schnaps getrunken; sie haben's drüben im Narrenkasten eben mitsammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeister freien sollte, so einen alten wurmstichigen Mehlkneter; denn sie ist was wild gewesen, und die alte Waisen-Wieb hat nicht recht mehr mit ihr hausen können. — Nun, Pfeffers, was soll man dazu sagen, daß sie lieber mit dem

schwarzen Krauskopf" — — Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutsam durch seine ausgespreizten Finger.

„Das ist eine gewaltige Geschichte, die Ihr da erzählt, Casper-Ohm," meinte der Andere, „und stimmt nicht ganz mit dem Kalender; denn der Doctor ist bei der Geburt des Mädels ja schon drei Jahr' außer Landes gewesen! Aber laßt uns einmal anstoßen, und freut Euch, daß der Krauskopf Eure Ann'-Margareth' nicht auch noch mitgenommen hat; denn er sah mir just nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre."

Casper-Ohm lachte und blickte durch die Fensterscheiben. „Da kommt auch der Inspector!" sagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung seines Pudels unter der alten Eiche durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Nest zwischen den schon gelichteten Zweigen sichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun, Herr Inspector!" rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?"

„Ausgekehrt und abgeschlossen!" erwiederte der Alte, indem er den großen Schlüssel zum Außenthor

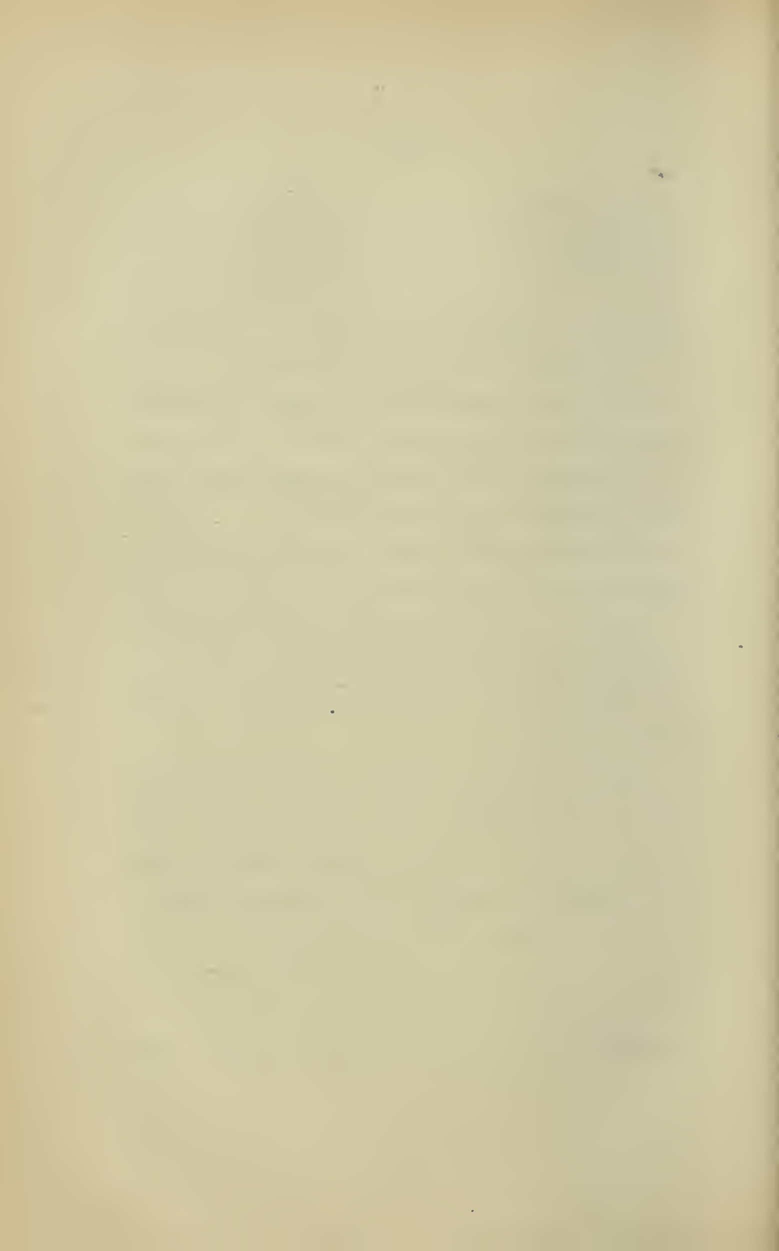
des Waldwinkels auf den Tisch und sich selbst auf einen Stuhl warf. „Gestern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unter'm Hammer weggeschlagen zu werden; all' das schöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür."

„Und der Herr Doctor?" fragte der Wirth. „Wo ist denn der geblieben?"

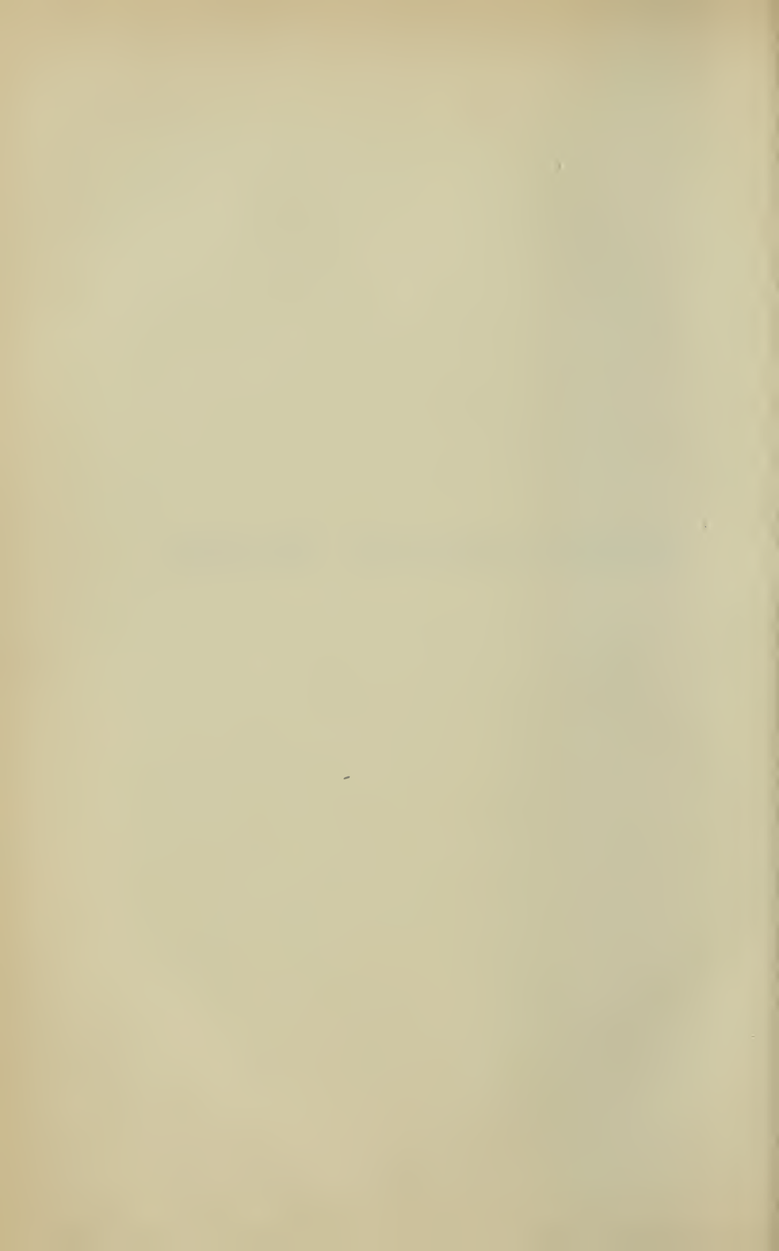
„Weiß nicht," sagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt."

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüssel von der Tischplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Anderen: „Wer bietet auf den Narrenkasten? — Nummer Eins: der alte Herr; Nummer Zwei: der Herr Botanicus — wer bietet zum dritten auf den Narrenkasten?"

„Laßt die Possen, Pfeffers!" sagte der Alte und nahm ihm den Schlüssel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich sag' Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax."



Storm's gesammelte Schriften.





Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1889.

Theodor Storm's

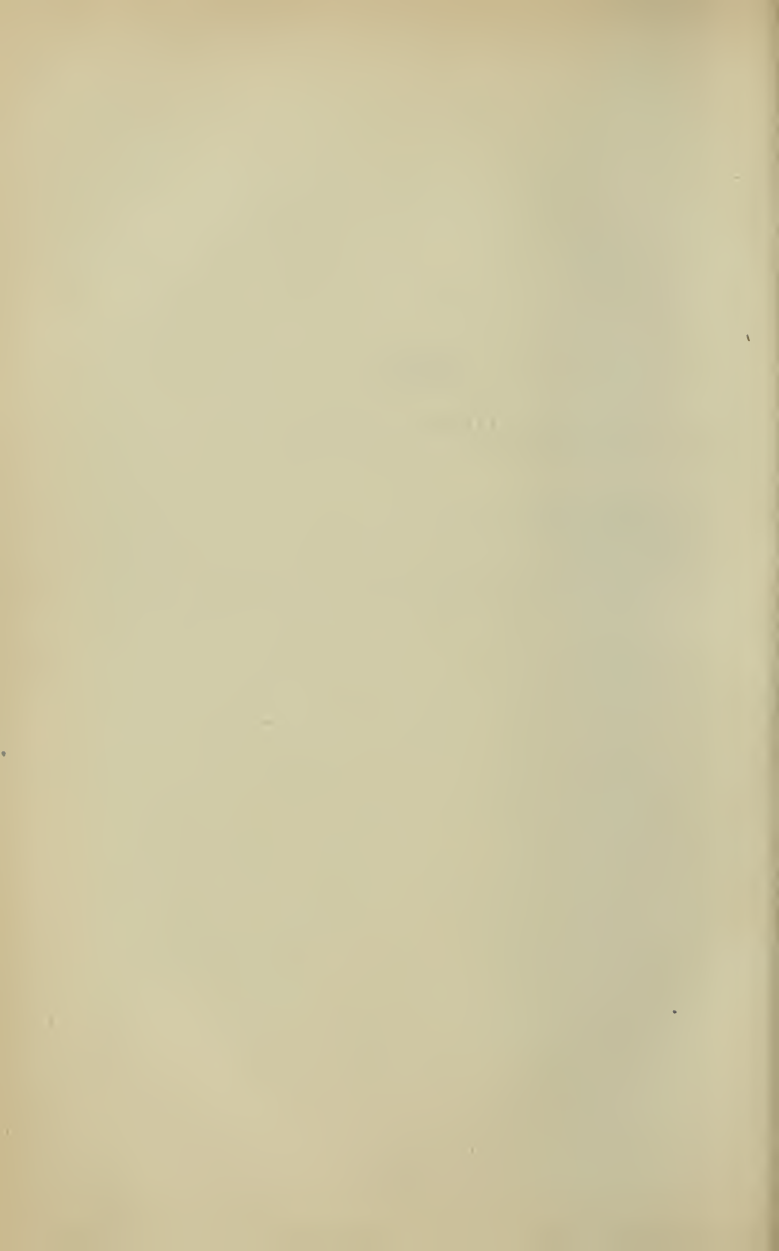
gesammelte Schriften.

Band 10.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

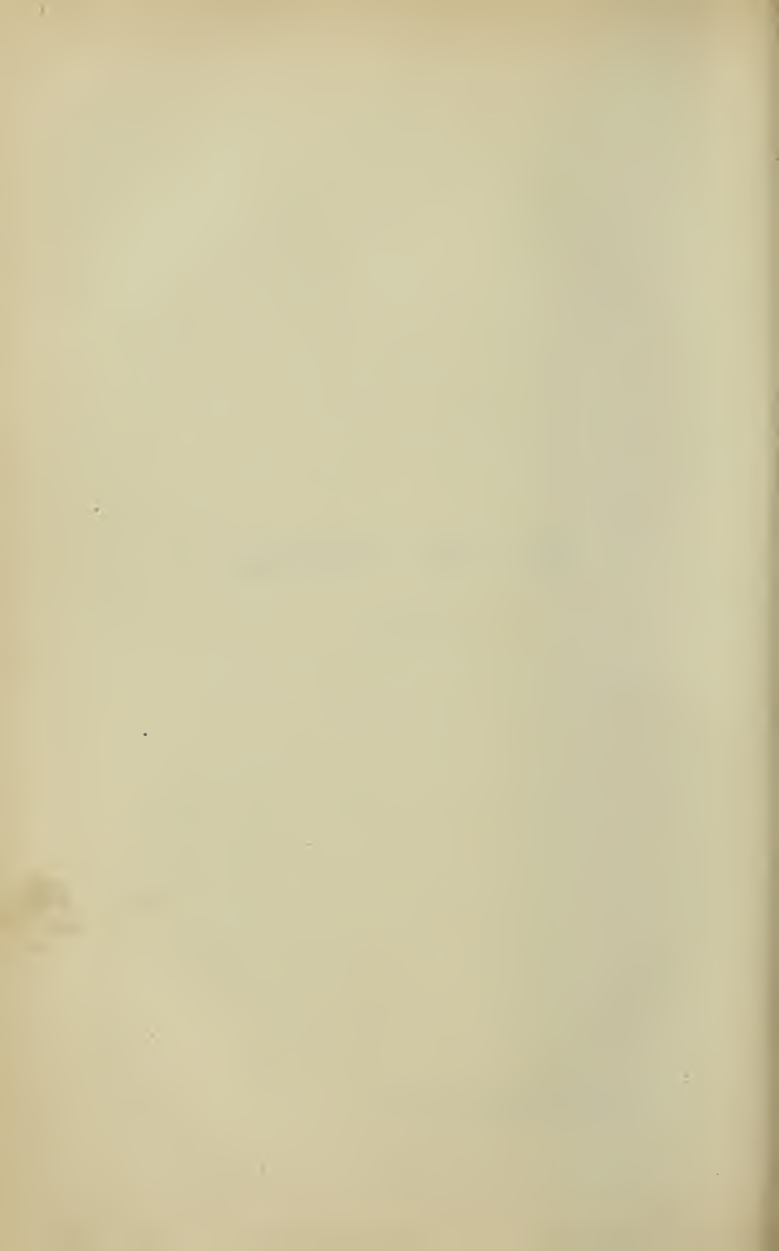
Inhalt

des zehnten Bandes.



Ein stiller Musikant.

(1874/75.)



Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmälig wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutschen Stadt hatten wir Beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaßblauen Augen war eben so oft gesehen als un-

beachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zusammentraf. Von diesem Augenblick an begann unsere Bekanntschaft; wir waren Beide Büchersammler, wenn auch Jeder in seiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illustrirte Ausgabe von Hauff's „Lichtenstein" in seiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentische lehnend, sich mit Behagen zu vertiefen schien.

„Das ist ein liebes Buch, das Sie da haben," sagte ich gleichsam als Erwiederung seines Grußes, mit dem er trotz seines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!" sagte er mit einem Aufleuchten seiner blassen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte sein sonst wenig schönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder lesen!"

Wir kamen nun ins Gespräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung besucht und zu meiner Freude die Büste des Dichters auf einem Felsenvorsprunge neben der von ihm verherrlichten Burg gesehen hätte. Aber er war

keineswegs damit zufrieden. „Eine Büste nur?“ sagte er. „Dem Mann hätten sie doch wohl ein ganzes Standbild setzen können!“

„Sie lachen über mich!“ setzte er gleich darauf mit derselben bescheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geschmack mag wohl eben nicht der höchste sein.“

—.— Ich lernte ihn später näher kennen. Sein Geschmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Musik bei seinem Haydn und seinem Mozart blieb, so waren es in der Poesie die klaren Frühlingslieder Uhland's oder auch wohl die friedhofstillen Dichtungen Hölty's, die ich aufgeschlagen auf seinem Tische zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieser Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, so pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in seiner Vaterstadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häusern des mittleren Bürgerstandes oder in mittellosen Beamtenfamilien seine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß sein Erwerb nur zu einer bescheidenen Wohnung ausreiche, welche

er dicht vor der Stadt in dem Hause eines Bleichers schon seit Jahren inne habe. „Ei was!" sagte er, „es ist schon recht für einen alten Junggesellen; man soll sich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn sie nicht mit Wäsche zugedeckt ist, sehe ich aus meinen Fenstern auf die schöne grüne Bleichwiese; ich hab' als Knabe schon darauf gespielt, wenn ich unseren Mägden die schweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals so oft für mich geschüttelt wurde, steht noch ganz auf seiner alten Stelle."

Und in der That, ich fand das Stübchen so übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinsamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wiese war auch eben wäschefrei und sandte ihren grünen Schein ins Fenster. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Lessing'schen Waldlandschaften, aus dem Nachlasse seines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen stehenden, wohlerhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immortellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor stehen blieb, trat er zu mir und begann fast schüchtern:

„Ich muß es Ihnen wohl sagen; denn sie würden es sonst kaum glauben, daß dieses edle Antlitz meiner lieben Mutter einst gehörte; aber es ist wirklich so.“

„Ich glaube es gern!“ erwiederte ich; denn sein Antlitz stand vor mir, wie es mir nun schon oft von Freundlichkeit verklärt erschienen war.

Und als habe er meine Gedanken errathen, setzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie sie sehen sollen: das Bild ist doch nur todt.“

Als wir später auf seine Lieblingscomponisten zu sprechen kamen,. griff er gleichsam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus diesem oder jenem Satz auf den Tasten; da ich ihn dann aber ersuchte, nun doch weiter zu spielen, wurde er fast verlegen und suchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, sagte er ängstlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich spiele seit vielen Jahren schon nicht mehr.“

„Aber hier!“ erwiederte ich und wies auf eine Partitur der Jahreszeiten, die aufgeschlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht spielen.“

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das lese ich nur; man muß so etwas haben bei dem steten Elementar-unterricht; — es ist riesig, wie ein Mensch das Alles so hat schreiben können!" Und er schlug begeistert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, sah ich draußen an seiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten an-geklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozart'schen Ave verum in etwas stakigen Noten hingeschrieben waren; bei späterer Wiederholung meines Besuches bemerkte ich, daß dieser Zettel von Zeit zu Zeit er-neuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftstellers oder, was meistens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beschrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieser Seltsamkeit befragte, sah ich wieder jenes Kin-derlächeln in seinem Antlitz aufleuchten. „Ist das nicht ein guter Gruß," sagte er herzlich, „wenn man müde in sein kleines Heim zurückkehrt!"

* * *

Wir hatten solcherweise schon längere Zeit in einem gewissen Verkehr gestanden, ohne daß ich Nä-

heres von ihm erfahren hätte; da war es eines Herbst-abends, als ich ihn beim Schein der Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines großen Hauses kommen sah. Da ich nichts vorhatte, als nach angestrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß' Auf- und Abgehen zu erfrischen, so rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund," fragte ich, „geben Sie denn bei Präsidentens Stunde?"

Er lachte. „Ich? Sie scherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch! Ein excellenter Musiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgespielt; ich versichere Sie, ein herrlicher junger Mann!"

„Kennen Sie ihn schon so genau?" fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein solcher Musiker muß auch ein guter Mensch sein!"

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir schlendern?" fragte ich.

Er nickte und ging schon die Straße mit mir

hinab. „Ich gab soeben meine letzte Stunde,“ sagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das ist auch so ein goldenes Herz und ein Musikgenie dazu.“

„Aber lassen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es ist ja nicht so weit dahin.“

Er schüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber sie freilich, sie kommt auch zu mir heraus; nur ist sie eben jetzt aus einer schweren Krankheit aufgestanden. Sie fängt schon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat sie! — Aber das ist fürs Erste noch zu früh, denn sie zählt erst dreizehn Jahre.“

„Sie geben also auch Gesangunterricht?“ fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier sein, der das versteht!“

„Ei, Gott bewahre!“ erwiederte er; „aber bei ihr, da der Schulmeisterstochter die großen Meister unerschwinglich sind, möchte ich es gleichwohl doch versuchen, wenn Gott uns Leben schenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sängerin unter einem Dache gewohnt, die einst zu Mozart's Zeiten eine Rolle gespielt und auch ihm

selber wohl zu Dank gesungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel besser als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes," setzte er leise hinzu — „meinte sogar, sie gleiche der unseres gesangliebenden Hausthieres und nannte die gute Alte stets „Signora Katerina"; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Gesang war, und wir Beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Gesangsmethode kennen. „Merken Sie wohl auf, Monsieur Valentin!" pflegte sie zu sagen, hob sich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerspitzen der einen Hand in ihre stets nicht eben saubere Tüllhaube: „So wollte es der große Maëstro!" Und dann schoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraschenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozart'schen Arie aus dem alten dürren Halse. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog sie wohl ihr stets gefülltes krystallenes Naschdöschen aus der Tasche und steckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpastille in

den Mund. — Gott hab' sie selig, meine alte Freundin!" sagte er mit plötzlich weicher Stimme. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von diesen letzten Anstrengungen einer Greisin profitiren; denn — und er klopfte mit dem Finger gegen seine Stirn — hier hab' ich Alles wohl verwahrt, wie es einst der unsterbliche Meister von der jungen Primadonna gesungen haben wollte."

— — „Sie haben mir," begann ich, da mein Freund jetzt schwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit gesprochen. Wurde in Ihrem Elternhause auch Musik getrieben?"

„Freilich," erwiederte er; „weshalb wäre ich denn sonst ein Musiker geworden!"

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht."

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf gewesen sein; aber eine Kopfschwäche hat mich immer sehr behindert; o, Sie denken nicht, wie sehr! – Als ich in einer Dorfkirche zum ersten Male die Orgel hörte, brach ich in Schluchzen aus, daß man es gar nicht stillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Musik; denn eine Thürschelle, die unver-

sehens über mir läutete, hatte ganz dieselbe Wirkung; — es war mein armer schwacher Kopf, den ich schon als Knabe zwischen meinen Schultern trug.“ — Er blieb einen Augenblick stehen, und ich hörte ihn seufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von solchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angesehener, vielbeschäftigter Advocat in dieser Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich schon in meinem zwölften Jahre; seitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geschwister waren älter als ich und alle schon von Hause fort. Außer seinen Acten und einer ausgewählten geschichtlichen Büchersammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verstand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Musik; ja, ich kann wohl sagen, daß ich meinen hauptsächlichsten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht besser von einem Anderen geschehen. — — Sie werden mich nicht mißverstehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für seine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich

habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage — ich stand schon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verständniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergessen!" Er streckte die Arme aus und ließ sie wieder sinken; dann fuhr er fort: „Wir saßen im Wohnzimmer am Clavier und spielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch spät an einem schwierigen Capitel der Harmonielehre gesessen und hatte davon, wie meine selige Mutter zu sagen pflegte, einen „dünnen" Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten sich meine Gedanken, ich griff wiederholt falsch, und mein Vater rief heftig: „Wie ist das möglich! Du hast das ja schon zwanzig Mal gespielt!" — Er schlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da sprang er auf und warf seinen Stuhl zurück. — — Ich

weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all seiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl sonst noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich schon fast kein Knabe mehr war, wurde er so von seinem Zorne hingerissen.

Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob sie schweigend auf; meine Wange brannte, und in der Brust quoll es mir auf, als solle das Blut über meine Lippen stürzen; aber ich setzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Tasten. Auch mein Vater saß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwischen uns gewechselt wäre, spielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch sehr wohl — und ich habe mich später oft selbst gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft so wunderbar belebt habe — aber es wurde mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von selbst zu Tönen, als wären gar keine weißen und schwarzen Tasten mehr dazwischen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„Siehst du,“ sagte mein Vater; „wenn du nur willst!“

Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt so ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Musikstück aufs Pulpet, das ich allein zu spielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht selbst mitspielte, sondern, mich scharf beobachtend, neben mir stand, so wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich so plötzlich überkommene Sicherheit festzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es schwamm schon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angst befiel mich, und — da gingen die Gedanken hin; wie fliegende Vögel, die schon weit von mir in der grauen Luft verschwanden.

Ich spielte nicht mehr. „Schlage mich nicht, Vater," rief ich und stieß mit beiden Händen gegen seine Brust; „es fehlt mir etwas; es ist in meinem Kopf; ich kann ja nicht dafür!"

Mein Vater, da ich so zu ihm aufblickte, sah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß gewesen sein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„Spiele es noch einmal für dich!" sagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach seinem Zimmer ging.

Aber ich konnte nicht spielen. Eine Trostlosigkeit überfiel mich, wie ich sie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir selber, als müsse es mir die Seele fortschwemmen. Ueber dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir gesehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausstreckte und in kindischem Unverstand einmal über das andere wiederholte: „Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!" Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf dem Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorne Niemand außer mir im Hause war; endlich, da von draußen an die Thür geklopft wurde, stand ich auf und öffnete. Es war ein mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geschäftssache zu sprechen wünschte. — „Sind Sie krank, junger Herr?" fragte der Mann. Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Ich werde fragen, ob es paßt."

Als ich in meines Vaters Zimmer trat, stand er an einem seiner großen Bücherregale; ich hatte ihn

oft so gesehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an seinen Platz stellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte gestützt und seine Augen mit der Hand bedeckt.

„Vater!" sagte ich leise.

— „Was willst du, Kind?"

„Es ist Jemand da, der dich zu sprechen wünscht."

Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leise meinen Namen.

Dann lag ich an meines Vaters Brust; zum ersten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir sprechen wollte; aber er streichelte nur mein Haar und sah mich bittend an. „Mein armer, lieber Junge!" war Alles, was er über seine Lippen brachte. Ich schloß die Augen; mir war, als sei ich nun vor aller Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles stirbt und wechselt.

Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hause verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling

brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich dessen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwischen Hecken und Wällen war ein wüster Platz, wo einst ein Gartenhaus gestanden hatte, um den sich aber Niemand mehr zu kümmern schien. Von den Blumen, die dort einst gepflegt sein mochten, sah man nur noch die Veilchen, die hier schon in den ersten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch später, wenn in der Hecke sich der Hagedorn mit seinem Blumenschnee bedeckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte, und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büsche schlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Grase gelegen; es war so still und feierlich; nur die Blätter und die Vögel sprachen. — Aber niemals sah ich diesen Ort in solcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir waren auch die Bienen schon ins Feld hinausgezogen; wie Musik wob und summte es über tausend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in diesem Duft und Sonnenschein. Dann setzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich

immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden; über mir im Blauen sang so herzkräftig eine Lerche. „Du liebe, schöne Gotteswelt!“ dachte ich; und dann gerieth ich sogar ins Versemachen. Freilich, es waren nur kindische Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war sehr froh dabei zu Sinne.

— — Als ich nach Hause kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt solche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— Noch Eines muß ich sagen! Später, in seinem Nachlaß fand ich ein Sparcassenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erste Post derselben war, wie das Datum auswies, an jenem unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich sehr erschüttert, als ich das Buch bei seinem Testamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterstützung nicht.“

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gassen, die wir bei unserem Gespräche unwillkürlich aufgesucht hatten, wieder in eine der Hauptstraßen eingebogen. Während ich fast verstohlen den schon alternden

Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm. „Wollen Sie es einmal ansehen!“ sagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unser eigenes Haus; aber nach unseres Vaters Tode mußte es verkauft werden.“

Als ich aufblickte, sah ich, daß die stattliche Fensterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar schöne Unterrichtsstunden dort bekommen können,“ begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blassen Jungen begegnen, einem Menschen, aus dem nicht viel geworden ist.“ — —

Er schwieg.

„Sprechen Sie nicht so!“ sagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie seien nicht weniger glücklich als wir anderen Menschen.“

„Nun ja!“ versetzte er fast verlegen und lüftete ein paar Mal seinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur so ein Einfall; ich weiß sonst wohl, daß man sich keine dummen Gedanken machen soll!“

Schon längst hatte ich bemerkt, daß diese letzte Phrase ihm gleichsam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünsche von sich abzusperren.

— — Eine Viertelstunde später befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrod zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaschine ein Kännchen nordischen Punsches zu brauen, stand er an meinem Bücherbrett und besichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübsche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ sagte er. „Die Bürger'schen Gedichte mit dem langen Subscribentenverzeichniß! Es ist schon ein Spaß, unter all den alten Herrschaften die eigenen Urgroßväter aufzusuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden.“ Er sah mich mit seinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zufällig doppelt; wollen Sie sich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?“

Ich nahm das dankend an. Und bald saßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläser vor uns, er aus meiner längsten Pfeife rauchend, die er statt der vor ihm liegenden Cigarren sich er-

beten hatte. — Als er den Probeschluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und sagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hause immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir sogar einen argen Rausch darin, so daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen dieses edle Kunstgebräu geblieben ist. Aber jetzt — jetzt schmeckt es wieder!“ Er that einen behaglichen Zug und setzte sein Glas dann auf den Tisch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Gespräch ging hin und her. — „Nein,“ sagte er, „die Dinger, die man Conservatorien nennt, gab es derzeit wohl noch nicht in unserem Deutschland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeister in die Lehre gethan und habe mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der schon nach kurzer Zeit den Hofpianistentitel in der Tasche hatte; und doch, wenn ich bisweilen so saß und seinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Christian Valentin, das Alles noch viel besser machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären.

Sie sehen," setzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tischdecke machte; „daran liegt es nicht; das sind die schulgerechten Clavicymbelschläger."

„Vielleicht," warf ich ein, „sind Sie gegen sich selber zu gewissenhaft gewesen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwischen Finger und Gedanken."

Er schüttelte den Kopf. „Es ist doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Musiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir verlangte, so habe ich dort vielleicht das Meinige geleistet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars schon in den ersten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einsames Junggesellenalter, oder ob — —"

Er nahm sein Glas und leerte es auf einen Zug. „So," sagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl' ich's gern; ja, mir ist, als könnt' ich Ihnen noch einmal meinen Mozart spielen!"

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; seine blassen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte

damals bei einem Buchbindermeister," begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein ist damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit solch' einem Scharteklein wie mit einem kostbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufstolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; sie trug den schönen Namen „Anna"; aber sie hielt nicht viel von Büchern. Desto lieber sang sie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen hatten! Und eine Stimme war das! Signora „Katerina", die im selben Hause ein Mansardenstübchen inne hatte, war in stetiger Entrüstung, daß dieser „Kindskopf" sich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen lassen. „Monsieur Valentin!" rief sie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr stand; „sehen Sie dieses Mädchen! Sie hat das Glück im Hause, aber sie stößt es mit ihren kleinen Füßen von sich, und dann — ja, ja, Kindchen; unversehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen stehe, ich hätte Fürsten und Excellenzen heirathen können!"

„Und ich," sagte der Kindskopf, „kann noch einen

Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erst in seiner goldenen Kutsche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?" — Und nun sang sie mit der unglaublichsten Zungenfertigkeit eines jener aus sinnlosen Silben zusammengefügten Reimgesätze; vor- und rückwärts, hinauf und hinunter. „Sehen Sie, Signora, das sind Naturgaben!"

Die alte Kunstsängerin würdigte sie auf solchen Uebermuth meist keiner Antwort; auch jetzt wickelte sie sich schweigend in ihren rothen Shawl, den sie selbst im Hause nie von ihren Schultern ließ, und stieg mit würdevoll erhobener Nase nach ihrem Mansardenstübchen hinauf.

Als sie fort war, legte Aennchen die Hände auf den Rücken und, so vor mir stehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub sie aufs Neue an zu singen. „Schwäbische, bairische Dirndel, juchhe!" Gleich einer Leuchtkugel stieg das Juchhe in die Luft! — Dann sah sie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig; „Das ist aber doch schön? Nicht wahr, Herr Valentin?"

Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin

Aennchen mir immer mein Abendbrod heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier gesetzt. „Singen Sie weiter, Aennchen!“ sagte ich; und so, während ich eine einfache Begleitung spielte, sang sie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübschen und thörichten Lieder noch. Ich weiß nur, mir war unsäglich wohl dabei. — „Nein, wie ist's nur menschenmöglich,“ rief das liebe Kind; „kennen Sie denn alle meine Lieder? Aber, wissen Sie was, Herr Valentin? Das hat durch's ganze Haus geschallt! Die Signora Katerina sitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!“

— — Seit jenem Tage gab es in Aennchens Kopfe keine musikalische Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmälig bestrickte auch mich selbst die einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuversichtlich; einmal, da sie eben von mir gegangen war, setzte ich mich sogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumstände. Was soll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, spukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber — da kamen die Liedertafeln in die Mode!“

„Die Liedertafeln?“ fragte ich verwundert; benutzte aber zugleich die Pause, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!“ wiederholte er, indem er heftig an seiner Pfeife sog und große Dampfringe vor sich hinstieß. „Sie sind mir niemals recht gewesen; der ewige Männergesang! Es ist, als ob ich Jahr aus, Jahr ein nur immer in den unteren Octaven spielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Gesellschaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; sogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Bassist war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunst scheint mir so heilig, daß die Erdenunterschiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— Ich muß sagen, daß die Uebungen derzeit mit Ernst und Eifer vor sich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, standen die anderen nicht

zu schwatzen, sondern hatten hübsch das Buch vor der Nase und buchstabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweise hatten wir denn auch schon zwei unserer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorsänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühsam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

Ich ging umher und sann, wie die Lücken auszufüllen seien; aber Aennchen hatte längst für mich beschlossen: „Lassen Sie Ihr Clavier in den Saal tragen und spielen Sie selber etwas! Was wollen Sie Ihre schöne Musik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unsere alte Kunstfigur verschwenden!"

Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch so, wie sie es wollte.

Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozart'sche Phantasie-Sonate gewählt, die damals noch nicht so von allen Musikschülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsstunden saß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich so allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als

nicke mir der große Meister zu, und ich hörte ordentlich seine Stimme: „Schon recht, schon recht, lieber Valentin! So hab' ich mir's gedacht, ganz gerade so!" — Einmal, da ich eben das Adagio geschlossen hatte, stand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte gläsern mit ihrer zerbrochenen Sopranstimme, was mir damals höchst abscheulich klang; aber sie behauptete, noch immer lachend, ich habe selber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte sie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. „Nun, nun, caro amico," sagte sie, „der große Meister selbst ist nicht mehr da; aber seine Schülerin ist zugegen gewesen, und die ruft: bravo, bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!"

Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, stand sie, leise Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Musik in dieser alten Seele steckte! — — Und dennoch hatten fast Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Gesanges sie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an;

mich erfüllte diese Wirkung, die sie mit all ihrer Kunst nur noch allein hervorzubringen vermochte — ich kann nicht sagen, mit Erbarmen — denn dessen bedurfte sie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; fast als sei ich es selber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts von alle dem; stolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaschmirshawle sich drapirend, stellte sie sich in die Mitte des Zimmers und schmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß gestehen, wenn wir Beide allein waren, so hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle singen; denn was sie ausdrücken wollte, und was ich bald genug herauszuhören verstand, schien mir fast immer das Rechte.

Und so saß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorsamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es störte mich selbst nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich sah nur kaum die strenge Handbewegung der Signora, mit der das leise eintretende Aennchen an die Thür verwiesen wurde. — Aber, wie hergezogen, war sie allmälig näher gekommen, und bald,

beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte sie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie sie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich spielte voll Begeisterung weiter. Als ich zu Ende war, stieß Aennchen einen tiefen Seufzer aus. „Das war schön!“ sagte sie. „Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch spielen!“ — Die Signora legte wie segnend die beringte Hand auf meinen Kopf. „Mein Lieber, Sie werden einen schönen Succeß erringen!“ Und im selben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünz-Pastille zwischen meinen Zähnen.

Sie hatten gut reden: ein harmloses Kind, das im Bewundern seine Freude fand, die alte musikalische Seele, die mir studiren half, dann noch Aennchens Wachtelhund, der kleine schwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenstill auf der Thürschwelle gesessen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber später, vor all den fremden Menschen!

Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelspieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, sollte erst am Tage nach dem

Concert eintreffen; ja, ich will es nur gestehen, ich selber hatte eine kleine List gebraucht, um die Dinge so zu schieben.

— — Etwas beklommener als sonst betrat ich am anderen Abend unseren Concertsaal; er war so gedrängt voll, daß selbst einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Gesänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen bescheidenen Ansprüchen nach vortrefflich; denn war auch unser Tenor geschwächt, so besaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; schon der Nachtwächter und unser dicker Schulrector waren ein paar Fülle-Bässe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelassen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das singende und das hörende Städtchen waren im besten Einverständniß.

So rückte denn das Programm allmälig bis zur Phantasie-Sonate vor. Der Beifall nach Ludwig Berger's schönem Liede „Als der Sandwirth von Passeyer" verhallte eben, als ich mich ans Clavier setzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen schlug ich die Noten

auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Gesichter, die mich alle anstarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da zum Glück endeckte ich auch Aennchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im selben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer sich in ein mir hold geneigtes Wesen umgewandelt. Muthig schlug ich ein paar Accordfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: „O heiliger Meister, ich will sie ihnen schon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle sollen durch dich selig werden!“ So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Adagio zuerst. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut gespielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeisterte Drang, die Freude des Verständnisses auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meisterin hätte mich gelobt, so denke ich noch jetzt; aber sie besuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

Schon war ich auf der letzten Seite des Andantino, als hie und da ein Flüstern aus dem Saale mir zwischen meine Töne drang. Ich erschrak: sie

hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate; um so mehr, da ich eine Stelle im zweiten Theile besonders hatte üben müssen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menschen, denen nur Trompetenmusik verständlich war; was gingen sie mich an! Nur Eines störte mich; der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böse Absichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große messingene Lichtscheere auf die Tasten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattseite herunterzuspielen, damit nur seine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen; schon hatte ich umgeschlagen und spielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu sehen, wie überall die Köpfe sich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüstert, und mehr noch als zuvor: — ich wußte

nicht weshalb, aber der Athem stand mir still. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme sagen: „Aber ich dachte, er käme erst morgen; wie hübsch, daß er heut' schon da ist!" — Er war also dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem Manne, dem großen Künstler mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte jetzt er stehen oder sitzen? — Aus all den Hunderten von Gesichtern starrten mich seine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angstgedanken ras'te durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte versuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathlose Gleichgültigkeit; zugleich eine seltsame Entrückung in längst vergangene Zustände. Mir war auf einmal, als stehe das Clavier auf seinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater stand plötzlich neben mir; und statt in die Tasten griff ich nach seiner Schattenhand.

Was weiter geschah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich selbst besann, saß ich auf einem

Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unsere Ueberkleider abzulegen pflegten. Ich sei krank geworden — so war mir, als hätte ich drinnen noch gesagt.

Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tische; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunklen Kleider, die überall umherlagen: es sah recht öde aus. — So hatte ich einst als Knabe gesessen, nur nicht so ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater schicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — „Mein armer, lieber Junge!“ — — wie lange war er todt, der diese Worte einst gesprochen hatte!

Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöse zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erst hervorgebrochen; aber wie jähes Entsetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hause. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzusehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächst standen alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüste Land-

straße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken; nur die Angst vor der Welt, vor den Menschen fieberte mir im Gehirn.

Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe schoß. Unten ging ein reißendes Wasser; es rauschte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Osten stand die schmale Mondsichel; sie leuchtete nicht, aber sie zeichnete sich scharf auf dem dunklen Nachthimmel ab; es war fast finster auf der Erde. — Als ich den höchsten Punkt ereicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldstein, der dort oberhalb des Wassers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich setzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir waren noch nackt und schlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieselten kühl über mein Gesicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauschte das Wasser, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauschte der verführerischen Melodie der Wellen. „Ja," dachte ich, „schlafen! Wer nur schlafen

dürfte!" — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: „Ach, unten, da unten die kühle Ruh'!" Immer bestrickender in Schubert's süßen, schwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, sprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyrische Müllergesell des Schubert'schen Gesanges, ich war eines tüchtigen, praktischen Mannes Sohn; an so etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zweifelte nicht mehr, sie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete sie; es gab noch eine Menschenseele, die mich nicht vergessen hatte! Das Herz schlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude, oder war's die Angst, daß ich mich dennoch täuschen könne. Aber da kam schon aus dem Dunkel wie ein Lichtstrahl ihre liebe Stimme: „Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?"

Und beschämt erwiederte ich: „Ja, Aennchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?"

Sie stand schon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. „Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen sehen.“

„Aber das ist kein Weg für Sie; so allein auf der wüsten Straße!“

„Ich hatte solche Angst; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum sind Sie nicht nach Haus’ gegangen?“

„Nein, Aennchen,“ sagte ich, „ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Schaam uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit versagt hat.“

Da schlangen sich zwei junge Arme um meinen Hals, und Aennchens übermüthiges Köpfchen lag schluchzend an meiner Brust. — „Und wie Sie aussehen!“ flüsterte sie, „Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!“

— „Ja, Aennchen — ich habe das wohl vergessen, da ich fortging.“

Und die kleinen Hände umschlossen mich noch fester. — Es war so still im weiten dunklen Felde; der kleine Hund hatte sich zu unseren Füßen gelagert.

Wenn eines Menschen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es sei ein Bund fürs Leben hier geschlossen worden. Und es war doch nur ein Abschied." —

Der stille Mann blickte bei diesen Worten in sein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus dessen Grunde die Träume seiner Jugend auferstehen. — Durch das Fenster, dessen einer Flügel offen stand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?" sagte er. „Ein solcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hause. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand.

— — Am anderen Morgen stieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Mansardenkäfficht zu mir herab. Sie war völlig außer sich. „Und vor diesen Kleinstädtern!" rief sie. „Sie wissen nur nicht aufzutreten, Monsieur Valentin! Sehen Sie, so — so trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!" Und sofort stand sie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroischen Attitude vor mir da. „Ich möchte den sehen, der mir die Kehle hätte zuschnüren wollen! Selbst

vor dem großen Meister hab' ich nur ein Weniges gezittert."

Allein, was half das mir! — Noch am selben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenosse sich ebenfalls als Musiklehrer dort niederzulassen gedachte. Es mochte ihm mit seinem Virtuosenthum auf die Dauer nicht geglückt sein; aber er besaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

Schon nach wenigen Tagen half Aennchen mir meine kleinen Kisten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt sie gar noch selber trösten. — Wohin ich meine Schritte richten sollte, darüber war ich nicht in Bedenken; ich besaß hier in meiner Vaterstadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habseligkeiten wieder aus den Kisten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Krystalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpastillen. — Die gute Signora Katerina — sie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

Aber es ist spät," sagte er, jetzt plötzlich aufstehend, indem er er eine große goldene Uhr aus

seiner Tasche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!“

„Und Aennchen?“ fragte ich. „Was ist aus der geworden?“

Er war eben beschäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich sie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er sich zu mir, und in seinem Antlitz stand wieder das stille kindliche Lächeln, das ihn so sehr verschönte.

„Aus Aennchen?“ wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden sollte, eine ernste Frau und Mutter. Nachdem sie unserer Signora ihren schweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröstlicher gemacht hatte, hat sie zwar keinen Prinzen, aber doch, was sie auch noch der alten Freundin demüthig eingestanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen seit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich just aus ihrer Wohnung.“

„So ist also Aennchen die Mutter Ihrer Lieblingsschülerin?“

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben ist ganz leidlich

mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergessen Sie den Bürger nicht!" Er nahm seinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenster gelegt, und rief ihm noch eine „gute Nacht" zu, als er unten aus der Hausthür trat, und sah ihm nach, wie er zwischen den schwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finsterniß verschwand.

Die nächtliche Stille war schon völlig eingetreten. Zwischen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das schlummernde Menschenleben mit seinem ungelösten Räthsel.

* * *

Etwa acht Tage später befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermusik. „Ei," dachte ich, „jetzt fängst du ihn in voller Begeisterung über seinem Mozart!" Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes stehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen Schubert's momens musicals gespielt

wurden; auch war es keine Männerhand, welche diese Töne hervorrief.

„Portamento, nicht staccato!“ sagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von besonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel; aber klingt das staccato hier nicht viel, viel schöner!“

„Ei, du Guck in die Welt!“ hieß es wieder, „schreib erst selber so etwas, dann kannst du's halten wie du willst.“

Noch eine kleine Stille; dann folgte ein portamento, ich sah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taste zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's sicher hast!“

Und nun kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenscheinlich neuer Zettel:

„Und sie genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben;
Die Erde ist so schön,
Ist herrlich doch, wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!“

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte sich dies Mal eine kleine Aenderung gestattet; denn der alte Asmus sprach in jenem Gedichte doch nur von seiner eigenen Genesung.

Als ich, solches erwägend, die Thür öffnete, sah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier sitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit seinem lieben, jetzt etwas verlegenen Lächeln war er aufgestanden.

„Unsere kleine Sitzung neulich ist Ihnen doch wohl bekommen?“ fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?“ erwiederte er. „O vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wissen, so zu Zweien und beim guten Glase!“ Er sagte das fast flüsternd und als müsse er Entschuldigung für sich erbitten, während seine blaßblauen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil,“ sagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müssen! Aber,“ fügte ich leiser hinzu, „erst beenden Sie Ihre

Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn sie ist es ja doch wohl! — Ich suche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett."

Er nickte eifrig. „Wir sind gleich zu Ende!" und ging wieder zu seiner Schülerin.

Ich suchte unter seinen kleinen Bücherschätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe schlägt, und dabei die momens musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeschirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie spreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatisch und setzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße Tassen standen bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen sehr geschickt von Valentin gegebenen Wink erschien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geschriebenes Gedicht entdeckte, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; es waren nur kindliche, ein-

fältige Verse, und dennoch, wie Frühlingsathem wehte es mich daraus an.

„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!
So schaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Rasen hauchet süßen Duft,
Ein Vogel singt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der stimm' in meine Lieder ein!"
Da sang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!"

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verse von dem Veilchenplatze! Der ganze Valentin war darin; so kannte ich ihn, so mußte auch der junge einst gewesen sein.

Und da stand er selber vor mir, das schlanke, etwas blasse Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an seiner Hand. „Ja," sagte er, „das ist meine liebe Marie; wir feiern heut' zum ersten Male wieder unseren Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir riesig Freude, daß auch Sie dazu ge-

kommen sind!“ Dann aber das Buch mit dem beschriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für sich,“ sagte er, „ich bitte darum, die Stiche sind ungleich kräftiger.“

Aber ich suchte meinen Besitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie sich nicht davon? Ich seh', es ist aus Ihrer Knabenzeit.“

Er blickte mich fast dankbar an. „Ist das Ihr Ernst?“ sagte er. „So ist es in guten, — in den allerbesten Händen.“

Dann saßen wir zu Dreien um den sonntäglichen Kaffeetisch; die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Uebrigen schweigend unseren Gesprächen zu.

„Also, Freund Valentin,“ sagte ich, „noch Eines müssen Sie erzählen; auch dieser braune Trank öffnet ja die Lippen der Menschen. Was ist aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlingssonne noch, oder ist er, wie so manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?“

Ueber Valentin's Gesicht glitt ein frohes, fast ein wenig schlaues Lächeln. „Sie wissen wohl noch

nicht," sagte er, „daß ich ein heimlicher Verschwender bin!"

„Oho, Freund Valentin!"

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin sein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus seinem Nachlaß dieses unnütze Grundstück um blankes Silbergeld erstanden. — Aber nicht wahr, Marie," und er nickte seinem Liebling zu, „wir Beide kennen seinen Werth, wir wissen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müssen!"

Da legte das schlanke Mädchen den Kopf auf seine Schulter und schlang die Arme um seinen Hals. „Zu Mutters Geburtstage," sagte sie leise, „aber Onkel, das ist jetzt noch lange hin."

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!"

„Das wolle Gott, Freund Valentin!" sagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?"

Zwei Hände streckten sich mir entgegen: die eine war schlank und schön und jung, die andere — ich wußte es, das war eine treue Hand.

* * *

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieser Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinsamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin, noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an seinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Gestalten drängten sich herbei, hinter denen allmälig die des stillen Musikanten ganz verschwunden war.

Etwa zehn Jahre später kam ich auf einer längeren Reise durch eine der größeren mitteldeutschen Städte, deren Orchesterverein damals auch in weiteren Kreisen eines wohlverdienten Rufes genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leistungen, sondern eben so sehr, weil die Direction es verstand, mit ihren verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln fast für jedes Concert auch von außen her irgend einen bedeutenden Künstler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbst und schon Abend, als ich ankam. Ein dort wohnender musikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es sei Orchestervereinsconcert heute Abend; ich müsse sogleich mit ihm kommen, es sei

die höchste Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen diesen Enthusiasten war nicht aufzukommen, und so übergab ich denn meinen Gepäckschein nebst überschüssigem Reisegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf saßen wir in einer Droschke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raschem Trabe nach dem mir schon früher bekannten „Museum" brachte. Unterwegs hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen sei, eine Art von unicum für classische Musik, die außerdem die Schrulle habe, sich stets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menschen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unserer Ankunft schon begonnen, und wir mußten an der geschlossenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-Ouverture verklungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, steckte mein Freund mir ein inzwischen von ihm besorgtes Programm in die Brusttasche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht.

Neben mir saß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeschnittenen

Gesichte. „Nun also Mozart!" sagte er vor sich hin und faltete die Hände auf dem gelbseidenen Taschentuche, das er über seine Kniee gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit besonderem Farbensinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blasses Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orchester intonirte die ersten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob sie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccesi, o numi!" Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich so anspruchslosen und so ergreifenden Gesang gehört; der alte Herr an meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunst, die alles Erdenleid in Wohllaut löste! Aber dann — wie alles Schöne — war es schon zu Ende, als eben das Ohr am trunkensten lauschte.

Ein paar scharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatschen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott frisirte Kopf eines vor uns sitzenden jungen Mannes bog sich nach

dem alten Herrn zurück: „Was sagst du, Onkel? Hübsche Stimme; aber etwas seltsam; autodidaktisch!"

Der Alte blickte ihn mit sehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe," sagte er, „hast du das herausgehört!" Und mit einer höflichen Bewegung sich zu mir wendend, setzte er fast feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!"

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunstversuche des Vereins," flüsterte an der anderen Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und so war es in der That; ein Geigenquartett von einem lebenden Meister kam zur Aufführung; aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte diesen Kunstfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloses Umherschauen ging durch die Reihen der Zuhörer; der alte Mozartianer an meiner Seite hatte schon ein paar Mal den Ansatz eines Gähnkrampfes in seinem gelbseidenen Schnupftuche verbissen; endlich war denn auch der dritte Satz und zwar im Fünfachteltacte glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab und die Pulte wurden

zurückgesetzt; im Zuhörerraume aber saßen die Meisten mit sehr dummen Gesichtern; sie wußte offenbar nicht, was sie aus der Sache machen sollten. — Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen schalkhaften, fast siegesbewußten Ausdruck, und mir kam schon der Verdacht, sie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entschiedeneres Bravourstück der vox humana aus dem Felde schlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch noch nicht einmal eine Orchester-Begleitung: nur der Capellmeister saß am Flügel, der inzwischen in den Vordergrund geschoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeschlagen, und dann begann ein Vorspiel von eben so großer Einfachheit als süßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der stillen Gewalt der Menschenstimme:

„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das stand ja vorn auf dem weißen Blatt in meinem

„Bürger“; das waren ja die Worte meines alten Musikmeisters Christian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeschreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu seinen Worten selbst gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, stand die Sängerin da; eine Begeisterung, eine hingebende Liebe sprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unaussprechlich süßen Tönen erschollen die letzten Worte:

„Da sang auch ich in frohem Muth!
Ich wußte ja, mein Herz war gut.“

Eine lautlose Stille herrschte, als sie geendet hatte. Dann aber brach ein stürmischer, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte sie jetzt aufs Zärtlichste. „Das ist Seele, — Seele!“ sagte er und wiegte seinen grauen Kopf. Ich aber riß hastig das Programm aus meiner Tasche; und richtig, da stand der Name meines alten Freundes, zweimal stand er da; zuerst bei dem der jungen

Sängerin, die sich als seine Schülerin bezeichnete, dann als Componist des Liedes, das soeben diesen Raum belebt hatte.

Ich war aufgestanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn selbst entdecken, sein altes liebes Gesicht, um dessen Mund noch immer ein Kinderlächeln spielte. — Es war eine Täuschung; mein alter Freund hatte den süßen Lerchenton seines Jugendliedes nicht gehört; aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine stille Freude; mir selber war, als sei ich eben nun doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.

* * *

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, trösteten mich bis zum endlichen Einschlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwischen dem vor den Fenstern tosenden Octobersturm wie mit Kinderstimmen immer wieder vor

meinem inneren Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geschlossenen Augen das etwas blasse Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es also doch erreicht! Die ganze Kunst der alten Signora Katerina sang mit Glockenstimme aus diesem jungen Menschenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte singen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname desselben niemals mir bekannt geworden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte sie damals von sich reden, ja sie stellte sogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Musikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte sie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud' in kleinem Kreise ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erster Gedanke am anderen Morgen war selbstverständlich, sie aufzusuchen und Nachricht von dem fast vergessenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergesehene Verlängerung einiger Geschäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich gestern so entschlossen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung desselben ziemlich treulos von mir

verlassen war. In seinem Hause traf ich Abends mit ihr zusammen.

Es waren viele Gäste dort versammelt; wie ich bald bemerkte, lauter Musikfreunde reinsten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von gestern vollbrachte ich ein verständnißvolles Händeschütteln.

Aber dort stand sie selbst, freundlich plaudernd mit einem hübschen Töchterchen des Hauses, von dem sie, wie es schien, soeben als Gegenstand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgestellt wurde, legte sie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an sich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte sie mir die Hand.

„Nicht wahr,“ sagte ich, „Sie sind es? Wir feierten einstmals einen Sonntagnachmittag zusammen?“

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergessen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen gesprochen; besonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach seinem Veilchenplatze!“

„Mir ist,“ erwiederte ich leise, „als seien gestern Abend wenigstens wir Beide dort gewesen.“

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O das freut mich!" Dann schwiegen wir eine Weile, während sie sich zu dem Kinde hinabbeugte, das sich noch immer an sie schmiegte.

— „Sie haben sich," begann ich wieder, „im Programm als seine Schülerin bezeichnet; es ist sonst nicht die Weise der Künstlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!"

Sie erröthete tief. „O," rief sie; „ich habe an so etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verstand sich so von selbst, mir ist, als werde ich noch immer von seiner Hand gehalten; ich danke ihm so viel!"

„Aber er selbst," erwiederte ich, „unser Meister Valentin, was meinte er dazu?"

Sie sah mich mit ihren stillen Augen an. „Das ist es eben," sagte sie, „er ist schon lange nicht mehr auf dieser Erde."

* * *

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder gesehen. Hoffentlich ist sie seit Jahren eine glückliche

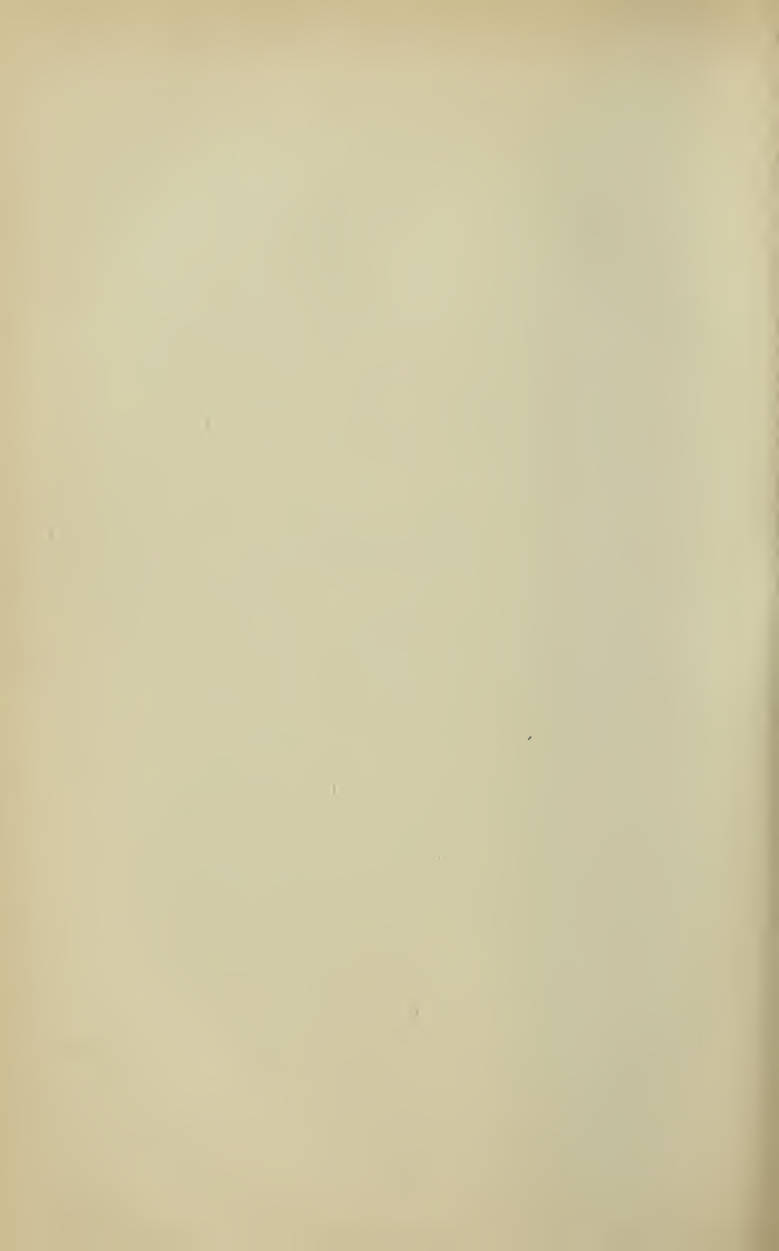
Mutter; und in der Dämmerstunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht sich vorbereitet, dann öffnet sie wohl auch einmal den Flügel und singt ihren Kindern das süße Lerchenlied des längst verstorbenen Freundes.

Und auch das ist ein gesegnetes Angedenken.



Psyche.

(1875.)



Es war an einem Vormittage im August und die Sonne schien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordwest, und Wind und Fluth trieben ungestüm die schäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwischen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badeflosse, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und senkten sich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm gesprochen haben, und selbst hier an der Küste schien dieselbe Ansicht zu herrschen, denn der sonst so belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernsten Flosse lag, stand die knochige Gestalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen verschossenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt sie sich mit

beiden Händen fest. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh' nach Haus," sagte sie bei sich selber; „'s kommt Niemand in dem Nordwetter."

Sie haschte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und sah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten, so weit die Stricke reichten, sich gruppenweise mit dem Rücken gegen den Wind gestellt; sonst war nichts zu sehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und stiegen dem nächsten Badeflosse gegenüber, das der Uferbeschaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlassen werden müssen, an der Außenseite des Deiches herab; ihre Leintücher, die sie mit sich führten, ließen sie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als sie die Beiden in eine der Thüren des

Badeflosses hatte verschwinden sehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh' nach Haus!" Sie holte eine große tombackne Taschenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt' nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit ist schon vorüber; die Fluth muß bald eine halbe Stunde stehen, und die, die kann schon immer nicht 'nmal das erste Wasser abwarten."

Schon hatte sie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als sie bei einem Blick, den sie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief sie; „man könnte katholisch werden! da kommt ein Frauenzimmer, da kommt sie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war sogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknospe; und sie kam rasch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längst vom Kopfe gerissen, und sie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des sonnenblonden Haares hatte

der Wind gelöst, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer rascher ging sie, und ihre dunklen Augen spähten in die Ferne. Als sie die knochige Gestalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen stand, erkannt hatte, flog sie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi,“ rief sie, „Kathi, ich konnt' nicht eher kommen; ich fürchtete schon, du sei'st nach Haus gegangen!“

„Ja, ja,“ murmelte die Alte; „wär' ich nur so klug gewesen!“

„Kathi! Nicht brummen!“ Und während sie drohend den Finger gegen die Alte erhob, schaute sie ihr fast zärtlich in die Augen.

„Aber, 's geht ja doch nicht, Frölen!“ meinte noch einmal die Alte, indem sie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurückstrich.

„Aber es geht erst recht, Kathi! Heut' giebt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab' ich heut' das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die schöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Lust!“

„Ja, ja, Frölen, selbst das Vogelzeug fliegt heut' ans Land.“

„Oder vielmehr, sie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; so etwas lasse ich mir nicht gefallen!“

Die Alte sah sie voller Staunen an. „Aber, Kind, so sehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin ist fußtief unter Wasser!“

Die junge Dame hob sich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich,“ sagte sie, lustig nickend, „ich muß mir Schuh' und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen.“

In der Abtheilung desselben, welche die Beiden jetzt betraten, sah es in diesem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber stand eine mit bunten Polstern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand sich neben den Fächern für die Bade-Utensilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Dosen und Tassen besetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenster schien die Mittagssonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm,“ sagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin

und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die haben Alle die Schlüssel zu ihren Kaffee- und Zuckerdosen in ihren Taschen; schau' nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeschlösser; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommst du denn deine Tasse?"

„Ich, Frölen? Ich hab' zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch sein Theil."

Die Mädchenknospe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Tassenregal stehenden Tisch. „Mokka," sagte sie feierlich, „und — feinste Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich eingewickelt; sie wußte wohl, daß du für mich allein heut' Wache stehen müßtest. Und nun zünd' dir die Spritmaschine an und koch dir deinen Kaffee, und — deinen Kater lass' ich grüßen!"

Sie hatte sich aufs Sopha gesetzt und begann sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau stand vor ihr und sah sie zärtlich an; aber sie

dankte ihr nicht mit Worten, sie sagte nur: „Mama vergißt mich nicht,“ und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen lassen?“

„Mich gehen lassen? — Mama ist nicht so ein Hasenfuß, wie du! Sollt'st dich schämen, Kathi, so ein langer Kerl, wie du bist!“

„Ja, ja, Frölen, ich streit' auch nicht. — Ich vergess' es nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeister war — die Angst, die ich oftmals ausgestanden; die Frau Mama — sie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad' nicht anders, als wie das junge Frölen heute!“

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu sich auf die Sophakante gezogen und ließ sie behaglich von dem warmen Sonnenschein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!“ sagte sie.

Die Alte hatte sich neben sie auf das Sopha gesetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen schon oft erzählt. Aber ich seh sie noch immer vor mir, die Frau Mama; will sagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Eben so schöne gelbe Haare, wie das Frölen!“

„Gelbe, Kathi? — Dank' dir auch vielmals!“

„Sind sie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber schön sind sie doch?“

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre sind noch heut' viel schöner, als meine. Nicht wahr? Sie trug sie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?“

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn sie lief und sprang!“

„Aber, Kathi, ging sie denn niemals ordentlich, so wie ich und andere Menschen?“

„Das Frölen meint, so wie vorhin den Deich herunter?“ Und die Alte streichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des schönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der sieben Fuß hohen Gartenmauer saß das Dingelchen mit ihrem Lehnstühlchen, mit ihrem Kindertischchen und ihrem ganzen Puppentheeservice darauf. An der Mauer stand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte sie das Alles hinaufgearbeitet und sich selber auch; und nun saß sie da, wie in 'ner Laube, mitten zwischen all' den Blüthen, die just damals aufgebrochen waren.“

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunklen Augen schienen die Geschichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schwesterchen, für die Frau Tante Elsabe," fuhr die Alte fort; „ich sollt' wohl auch nach der Mama sehen; doch wer konnt' allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, just da das Spiel am schönsten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeister hatte noch seinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutseliger Herr gewesen. „Komm, Kathi," rief er; „nimm die kleine Elsabe auf den Arm; ich will Euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!" — — Aber, was sahen wir, Frölen, was sahen wir!" — Das Frölen nickte. — „Da saß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Princeß im Kinderdöndje, und die Blumen hingen um sie herum; sie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Tasse, die sie in der Hand hielt, und brachte sie dann

an den Mund, als wenn sie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbstühlchen, ihr gegenüber an dem Tische saß. — Es schlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elsabe aus meinen Armen fallen lassen, und dem Herrn Bürgermeister stiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da stand er in seinem schönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu sagen. — Doch nun war sie uns gewahr geworden: „O Papa! — Papa und Kathi!" sagte sie erstaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur stumm mit seinen Händen. — „Was soll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunter kommen? — Gleich, gleich! Aber dann fang', Papa!" — Und eh' wir's uns versahen, warf sie dem Herrn Bürgermeister alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er sagte gar nichts, und suchte sie nur, so gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tischchen leer war, nahm sie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jesus! ich und der Herr Bürgermeister und das Tantchen Elsabe schrieen Alle mit einander auf — da flog der

kleine Unband mit der großen Puppe selbst herab, und mitten in des Herrn Bürgermeisters Ranunkelbeet hinein!"

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi," sagte sie, „Mama muß reizend gewesen sein! Hätte ich sie so nur einmal sehen können! — Meine Mama ist noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub', sie könnt' noch heute von der Mauer springen."

Die Alte schüttelte den Kopf.. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübschen Kindchen."

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände über's Knie gefaltet, als die Thür des Schuppens von einem Windstoß aufgerissen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel stieß seinen weithin hallenden Schrei aus, vom Ufer herauf konnte man das Wasser klatschen hören.

Die leichte Gestalt des Mädchens stand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, du betrügerische Kathi!" rief sie und hob drohend ihre kleine Faust; „nun merk' ich's erst, du wolltest mich hier fest erzählen, bis deine große Tombackuhr auf Eins mar-

schirte und ich dann zu Mama nach Hause müßte! Aber dies Mal, Kathi!" — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und schon war sie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber sie sah ihr Spiel verloren. „Nur um's Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut' nicht aus dem Floß hinausschwimmen?"

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich versteh's! Und ich sag' dir, es wird 'ne Lust!"

„Der Fisch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgesellen!"

Und singend schritt sie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den schönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseit; dann goß sie aus einem

Kruge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Tasse nehmen," sagte sie, indem sie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf gesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte sie schon den Kopf zur Thür hinausgestreckt; jetzt lief sie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überfluthet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Ufersaum erkennen konnten. — „Frölen!" rief sie; „Frölen!"

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

* * *

Drüben auf dem ersten Floß in dem gemeinsamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erst vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutsche Hauptstadt, seinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in diese Küstenstadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu sehen, mit dem er während Beider Studienzeit im südlichen Deutschland im innigsten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beisammenseins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebnisse zu erschöpfen, die es sie Beide drängte einander mitzutheilen.

„Und du willst wirklich schon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenstaub allein lassen, nachdem du diese Fülle der Gesichte vor mir heraufbeschworen hast?“

Halb lächelnd, halb sinnend blickte der junge Künstler auf den Freund. „Warum griffest du nicht selbst zu Meißel oder Pinsel? Jetzt nimm es als dein Schicksal und trag' es, wie dein Stammbaum dich!“

„Aber das ist kein Grund, mich heut' schon zu verlassen!"

„Ich muß, Ernst! Ich habe meiner Mutter versprochen, spätestens morgen wieder bei ihr zu sein; und überdies — du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich." Er fuhr mit der Hand durch seine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete sich seine Stirn wie in beginnender geistiger Arbeit.

„Brunhild!" wiederholte der Andere, „ich begreife doch noch immer nicht, wie du gerade an die gerathen bist!"

„Du meinst: was ist mir Hekuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte sie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber — —"

„Aber," unterbrach ihn sein Freund, „du wirst einen Commentar in den Sockel deiner Statue einmeißeln müssen! Warum in so entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!"

„Warum? — Erneste! Du sprichst ja fast wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermann's Tristan und Isolde. Was geht den Künstler

die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden ist, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der sehen kann, und läge es versteinert in dem tiefsten Grabe der Vergangenheit."

Wie drüben die Augen des schönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, so glänzten jetzt die Augen des jungen Künstlers in Begeisterung.

„Wir wollen heut' nicht streiten," sagte der Andere und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieser Blitz?"

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tages hinaufzuschaffen, und ich dächte, auch du hättest mir es zugegeben, daß ein paar Mal schon meine Augen sehend und meine Hände stark und keusch genug gewesen sind. — Aber das ist es eben," fuhr er fort, während der Freund ihm seinen stolzen Glauben durch einen Händedruck bestätigte, „ich fürchte, ich habe dieses Mal nicht recht gesehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verschwindet mir noch immer

vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; selbst aus diesen grünen Wellen der Nordsee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odysseus. — Laß mich jetzt — ich tauge dir doch nicht mehr!"

Sie hatten während dieses Gespräches ihre Kleider abgeworfen und traten nun auf die offene Galerie hinaus, bereit, sich in das Meer zu stürzen.

Man hätte wünschen mögen, daß nicht eben der Künstler der noch Schönere von ihnen gewesen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künstlerauge hätte zugegen sein können, um sich zu künftigen Werken an der Schönheit dieser jugendlichen Gestalten zu ersättigen.

Noch standen sie gefesselt von dem Anblick der bewegten Wasserfläche, die sich weithin vor ihnen ausdehnte. Rastlos und unablässig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenstrahl durchleuchtet und verschäumten dann, und andere rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauschen; zuweilen schrillte dazwischen noch der Schrei eines vorüberschießenden Wasservogels. Eine starke Woge zerschellte eben an dem Gerüst, worauf

die jungen Männer standen, und übersprühte sie mit ihrem Schaum.

„Holla, sie werden ungeduldig!“ rief der junge Actenmann. „Komm jetzt, und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Krystall hindurchschießen!“

Aber sein Freund, der Künstler, blickte in die Ferne und schien ihn nicht zu hören.

„Was hast du, Franz?“

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!“ Und er wies mit ausgestrecktem Arm auf die schäumende Wasserfläche hinaus.

Der Andere stieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!“

„So scheint es; aber keine Okeanide!“

„Nein, nein; sie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbesänftigende Muschelhorn hat leider ja nur der alte Vater Triton!“

Er machte Miene, sich hinein zu stürzen, aber mit rascher Hand hielt ihn sein Freund zurück. „Du nicht, Ernst! Du weißt, ich bin der bessere Schwimmer, und Einer ist genug. Lauf' zu der alten Badehexe dort am Schuppen und sag' ihr, was zu sagen ist!“

Kaum war das letzte flüchtige Wort gesprochen,

so spritzten auch schon die Wasser hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor seinen Augen flirrte und sprühte es; aber je nach ein paar Schlägen stieg er mit der Brust über die Fluth empor, und seine hellen Blicke flogen über die schäumenden Wasser.

Noch fern von ihm spielten die Wellen mit schönen sonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Krystall, aber auch mit ihnen spielten schon die Wellen. Eine Seeschwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob sich wieder und schoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausstoßend, seitwärts vor dem Wind über die Wasserfläche dahin.

* * *

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaschine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann schlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelschrei herein;

es litt sie nicht mehr auf ihrem Holzstuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja sie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan, um zum Floß hinüber zu waten, und stand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an diese, bald an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, so antworten Sie mir doch!"

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätschern ließ sich drinnen hören; nur das Rauschen und Klatschen der Wellen zog eintönig, unablässig ihrem Ohr vorüber.

Als sie rathlos nach dem Land zurückblickte, sah sie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf hörte sie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!" rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes willen, hier!" — Und eilig watete die Alte über den schaukelnden Steg ans Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie sind es! Ach, das Kind, das Kind!"

Er faßte sie, ohne etwas zu sagen, an den Armen, drehte sie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Wasserfläche hinaus.

„Ist das der andere Herr? Sucht er das Kind?"

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man soll nicht räsonniren! Ich räsonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie Beide da auf dem Deich herauskommen sah! Man soll nicht räsonniren; nein, niemals, niemals!"

Der Baron antwortete nicht; er sah mit gespannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke 'noch — weit von draußen her ließ sich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da seh'n Sie hin! Nun sucht er sie nicht mehr; er trägt sie schon in seinen Armen."

Die Alte stieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Gestalt des Schwimmers mit der breiten Brust aus den schäumenden Wogen auf, und bald darauf sah man ihn langsam, aber sicher an dem abschüssigen Ufer emporsteigen. In seinen Armen, an seiner Brust ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes; ein Bild der Psyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgesunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenschein auf die beiden schimmernden Gestalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der junge Mann, der athemlos diesem Vorgange zugesehen hatte. — „Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig sein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweisung über die zunächst von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten später lag drinnen im Schuppen die zarte Gestalt in ihrer ganzen Hülflosigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Brust von dem rothen Umschlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltsam niederkämpfend, stand diese vor ihr; sie hatte eben ein Leintuch genommen und schickte sich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeschärft worden war. Nur noch einmal bückte sie sich, um ihrem Liebling ins Gesicht zu sehen.

— „Kathi!“ —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die

jungen Augen blickten sie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!"

Die Alte stürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorströmenden Thränen die Hände, die Brust, die Wangen des Kindes mit ihren Küssen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angst gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht gewesen wäre! Und ich räsonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen sah!"

Das Mädchen streckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes willen, Kathi, schweig'! Ich will seinen Namen nicht wissen, nie!"

„Frölen, ich weiß ihn ja selber nicht; ich hab' den jungen Herrn ja nimmer noch gesehen; er muß wohl nicht von hier sein."

Die junge Gestalt richtete sich auf und starrte düster vor sich hin, indem sie den Kopf in ihre Hand stützte. „Kathi," sagte sie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt."

„Kind, Kind!" rief die Alte, „versündige dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch sein Leben um Sie gewagt!"

„Sein Leben! Wirklich, sein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!“

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht Beide da versinken können?“

„Beide! Wir Beide!“ — — Und sie schloß wie im Traum die Augen; aber dennoch sah sie ein schönes blasses Jünglingsantlitz, das in Angst und Zärtlichkeit auf sie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann ihr das lange feuchte Haar zu trocknen; mitunter strich sie leise mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi,“ begann diese wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!“ Und dabei drängte sich eine Thräne nach der anderen durch die geschlossenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!“

„Nun,“ meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles schon besorgen.“

„Mama!“ rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erschreckt?“

Aber das Kind saß da, die nackten Arme vor

sich hingestreckt, in ihrer hülflosen Schönheit selbst für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!“ rief sie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun; und wenn ich sie noch so viel bäte, sie würde es dennoch thun. — Kathi, sie darf es nie erfahren; versprich es mir, schwöre es mir, Kathi!“ Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will schweigen wie das Grab.“

„Nein, Kathi, schwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß du schweigen willst!“

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan.“

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?“

„Ja, Frölen, es war — —“

„Nein, nein, nicht seinen Namen, Kathi!“ Und sie verschloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?“

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf dem Deich gegangen kamen, war er mit dem Anderen

drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch ist er gleich zur Stadt zurückgegangen."

Das Mädchen nickte und legte sich, wie um auszuruhen, auf das harte Kissen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgestanden. „Ich komme gleich zurück," sagte sie; „ich geh' nur, um dem anderen Herrn zu sagen, daß das Frölen munter ist, und daß wir keinen Doctor brauchen."

„Aber vergiß nicht, Kathi!"

„Nicht doch, Frölen; ich hab' es ja geschworen."

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand sie ihren jungen Gast schon völlig angekleidet, eben damit beschäftigt, ein weißes Schnupftuch sich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ sie so nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es so fror, ließ sich eine Tasse schon gefallen. „Und nun," sagte die Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zusammen gehen."

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie

so bange sind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann ist er lange vor uns schon zur Stadt!"

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun," sagte die Alte, „so geh' ich mit Ihnen; bei mir zu Haus wartet Keiner, als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der schläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all' die Stege und durch all' das Viehzeug hindurch."

Aber das Frölen wollte auch das nicht; sie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!" sagte sie und streichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh' und Ochsen thun mir nichts. Siehst du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!" Und sie schlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da ist ja festes Land; ich laufe rasch hindurch; dann schlüpf' ich hinten in unseren Garten, und — siehst du, Niemand hat mich gesehen, als du, alte Kathi; und du — du hast geschworen!"

Die Alte schüttelte den Kopf. Aber schon war sie zur Thür hinaus, und wie ein scheuer Vogel flog

sie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenso an der Binnenseite wieder hinunter. Einen Augenblick stand sie still, als sei sie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz gespielt hatte, war ganz verschwunden. Als das sinnende Köpfchen sich von der Brust emporhob, blickten die großen Augen fast mehr als ernst über die grüne Marschniederung, die sich unabsehbar ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu sehen dort; zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche, als die zerstreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der anderen führten; sie kannte das Alles, sie hatte es oft gesehen. Und jetzt ging sie, die Stadt im Rücken lassend, auf dem schmalen Wege weiter, der zwischen den zu ihrer Rechten sich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordwest kam, so war sie demselben hier noch mehr als an der Seeseite des Deiches ausgesetzt. Ein Mal wurde der Strohhut, den sie auch jetzt in der Hand trug, ihr entrissen und gegen den Deich

geschleudert; ein paar Mal mußte sie stehen bleiben, um das flatternde Tuch sich fester unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte sie ängstlich hinter sich zurück, aber kein Mensch war zu sehen; nur ihr zu Häupten schoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog schreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte sich ein dunkles Wasser vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier sich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Wasser spritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der schwarzen Tiefe sich auf den Wellen schaukeln ließen, verschwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Westen einen Bogen, und bald führte von hier aus ein schmaler grasbewachsener Weg zwischen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desselben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte sie unten am Ausgang des Deiches

die Gestalt eines Mannes; fern, fast nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr sie zusammen; ihr Fuß, der schon den Bcraftersteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt sich um den Heckpfahl schlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing sie an dem morschen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; sie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verschwand. Einen Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann schwang sie sich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf sie zugerannt; aber sie sah es nicht, und die Thiere standen und glotzten sie mit ihren dummen Augen an, bis sie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche stand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Gestalt und hob sich wie eine riesige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben

zu in einem ungeheuren Hute abschloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieser Hut stand so lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verschwunden war.

* * *

Es war inzwischen Winter geworden. — Der erste Streifen des December-Morgenrothes stand am Himmel und warf seinen Schein in die Dämmerung einer Künstlerwerkstatt. Abgüsse antiker Bilderwerke und einzelne Modelle von des Künstlers eigener Hand standen überall umher; an der einen Wand hingen Reliefstücke eines Bacchuszuges, an der anderen von den inneren Friesen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte spielenden Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen rosig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Thon geformt, die übermenschliche Gestalt einer nordischen Walkyre aus der dort noch herrschenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den sie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungestalte Masse des Thons, als wäre die

Gestalt aus rauhem Fels emporgewachsen. Es mochte die furchtbare Brunhilde selber sein, die hier finsteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabsah.

— — Von draußen drehte sich ein Schlüssel in der Eingangsthür. Der Künstler selbst war es, der jetzt in seine Werkstatt trat, ein schlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde, noch eigene Gebilde schienen heute seinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit sehnsüchtiger Hast nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er sich in einen daneben stehenden Sessel und begann zu lesen. Aber nur an einer bestimmten Stelle des Briefes, die er gestern schon mehr als einmal gelesen hatte, hafteten seine Augen.

„Du trau'st es mir wohl zu, Franz" — so las er heute wieder — „daß ich unseren beschworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen, noch einem heiligen Ohre habe ich deine That verrathen; gewissenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforschung über Person und Namen deiner Geretteten in mir ertödtet; ja selbst, als eines Tages das Geheimniß

mir so nahe schien, daß ich nur einen Gartenzaun aus einander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catonischer Strenge vorübergegangen. — Auch auf der anderen Seite ist Alles stumm geblieben, und selbst unserer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit sieben Siegeln verschlossen sein. — Und dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier sich vor mir zu heben.

Es giebt eine sehr junge Dame in unserer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich sie erst mit den letzten Veilchen aus der Schulstube ans Tageslicht gekommen ist, so mag doch schon so mancher junge Gesell in schwüler Sommernacht davon geträumt haben, sie Winters im geschlossenen Ballsaal an den Flügeln zu haschen; und ich will ehrlich sein — und zürne mir nicht — zu diesen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeisterin — mir ist das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienst mit diesem Kinde treibt, hatte mit voraus berechnender Kunst eine weiße Camelie für sie gezogen, und das Glück war dies Mal günstig gewesen, eben am Tage vor dem Balle war sie aufgeblüht. — Aber weder die

Camelie, noch das blonde Götterkind selbst erschienen bei dem Feste; keine silbernen Füßchen berührten den Boden, nur die Alltagsmenschenkinder mit erhitzten Gesichtern flogen, keines Künstlerauges würdig, durch einander.

Und so ist es fortgegangen. Auch auf dem gestrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenstaub. — Nur in den vertrautesten Kreisen, zu denen ich leider nicht gehöre, soll sie zu erblicken sein; ja schon seit dem Nachsommer soll sie das Haus und den Garten ihrer Mutter fast nicht mehr verlassen haben; auf dem Deiche und am Strande ist seit jenem Tage eine gewisse sehr jugendliche kühne Schwimmerin nicht wieder gesehen worden.

Geredet wird viel darüber. Einige meinen, sie sei schon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abwesenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen noch das Schwimmen leiden könne, und der nun plötzlich seine Rechte geltend mache; Andere sagen einfach, sie sei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchsichtigen Schleier.

Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen

nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag soll die Dämmerung deiner Phantasie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen sollen sie nie gesehen haben! So seid Ihr Beide sicher, du in deinem Künstlerthum und sie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o räthselhafter Widerspruch des Menschenherzens! — mit fast eigennützigem Eifer zu behüten scheinst."

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen lassen und stand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düsteren Bilde seiner nordischen Walkyre. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nichts, als nur der Hintergrund, auf dem vor seinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild sich abhob. Langsam wandte er sich ab und trat ans Fenster.

Das Haus lag in einer der Vorstädte, welche die nordische Hauptstadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Ein Schimmer des rosigen Lichtes lag auf dem Antlitze des jungen Künstlers selbst, der regungslos hinaus-

schaute, als sähe er dort fern am Horizonte, was sich in seinem Inneren leis emporddrängte und mehr und mehr Gestalt gewann. — — „Arme Psyche!“ sprach er bei sich selber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wiese, die deine Heimath war, hattest du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — — Nein, Franz!“ und es war, als ob er tiefer ins Morgenroth hineinschaute — „betrüge dich nicht selbst; du täuschest es doch nicht mehr hinweg! — Psyche, die knospende Mädchenrose, das schlummernde Geheimniß aller Schönheit, sie war es selbst. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie sie mit den zarten Libellenflügeln spielten! — — War ich's denn wirklich, der auf diesen Armen sie emportrug?“

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten seine Hände einen auf der Modellirscheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen; dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Psyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidischen Schwestern ihr Ohr geliehen:

ein Ungeheuer sei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit scharfem Stahl bewehrt, war sie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den schönsten aller Götter. Aber die Lampe schwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Oels erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott sich ihren schwachen Armen und hob sich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypresse schalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er aufs Neue die Schwingen aus und flog zu unsichtbaren Höhen. — — — O süße Psyche! Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörtest du die Wellen des nahen Stromes rauschen; da sprangst du auf und stürztest dich hinein; dein zartes Leben sollte untergehen in den kalten Wassern!

Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der selbst das Meer erglühen macht, trug dich auf seinen Armen sanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter seines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Gestalt der Menschen an?— Vielleicht nahm er die meine, und mir

träumte nur, ich sei es selbst gewesen. O, süße Psyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!"

Nur in seinem Innern, unhörbar hatte er alle diese Worte gesprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verschwunden, und dem schönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte spielende Faun, wie alles Andere, stand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels; nur auf dem Antlitz des Künstlers selber schien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechsel, der vor seinem inneren Auge vorbeigezogen war, sah ihn stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und seine Hände hatten nicht gerastet; schon war aus dem ungestalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, schon sah man die geschlossenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leisem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren versunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willst du denn gar kein Frühstück?"

„Mutter, du!" — Er war aufgesprungen und hatte hastig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht sehen, Franz? Hast du ein neues Werk begonnen? Du bist ja sonst nicht so geheimnißvoll."

„Ja, Mutter, und dies Mal fühl' ich's, ist's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht sehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!"

Der Sohn hatte den Arm um sie gelegt. So führte er sie aus seiner Werkstatt, während sie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten die Beiden in das freundliche Wohnzimmer, wo seit lange der Frühstückstisch für ihn bereit stand.

* * *

Es war Winter gewesen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren schon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptstadt standen bestaubt, mit fast verdorrten Blättern. Statt der Natur, die hier so früh

schon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunst ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunstausstellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten schon seit einigen Wochen dem Publicum offen gestanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunst war es besonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anspruch nahm. Ein junger schilfbekränzter Stromgott, an abschüssigem Ufer emporsteigend, hielt eine entzückende Mädchengestalt auf seinen Armen. Trotz des zurückgesunkenen Hauptes und der geschlossenen Augenlider der letzteren sah man fast wie lauschend die Menschen an das Bild herantreten, als ob sie in jedem Augenblick den ersten neu erwachten Athemzug in der jungen Brust erwarten müßten. — „Die Rettung der Psyche" war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jungen Künstlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war sein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo sie ihn erwischen konnten, plagten ihn auch wohl mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrtester,"

meinte ein alter Kunstmäcen, der vor dem Ausstellungsgebäude seinen Arm erhascht hatte und ihn nun innig festhielt, „das ist noch ein Motiv aus Ihrem römischen Aufenhalt? Wo haben Sie nur das allerliebste Köpfchen aufgefischt?"

Auf die erste Frage blieb der Künstler die Antwort schuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Winter über Land zu schweifen; da sah ich eines Tages den Vorhang des Olympos wehen und war so glücklich, einen Blick hinein zu thun."

Der Alte sah ihn schelmisch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick gewesen sein!"

Der junge Künster schüttelte den Kopf.

„Aber, Verehrtester, Sie schauen ja plötzlich ganz melancholisch drein!"

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wissen wohl, man schaut nicht ungestraft ein Götterantlitz."

„Ja, ja, Sie haben Recht!" Und der Alte ließ sein Opfer für dieses Mal entwischen.

Wie es zu geschehen pflegt, nachdem die Bewunderung sich satt gesprochen, kam auch der Tadel dann

zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig stylvoll, das Herabhängen des einen Armes der Psyche insbesondere zu naturalistisch.

„Aber, Ihr Männer, könnt Ihr denn gar nicht sehen?“ rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angesichte des Kunstwerks eben mit solchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieser schöne Arm ist eine Reminiscenz! Glauben Sie mir, das hat seine lebendige Geschichte, das Bilderwerk ist ein Denkmal; vielleicht — —“

„Auf dem Grabe einer Liebe?“

„Vielleicht! Wer weiß!“

„O, gnädige Frau, Sie wissen mehr; verrathen Sie es nur!“

„Ich weiß nichts, und wenn ich wüßte, so etwas wird von keiner Frau verrathen.“

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!“

„Ich dächte, ja!“

Noch andere Ohren hatten dies Gespräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künstlers, trat bald danach in dessen Werkstätte und erstattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend schweigsam zuge-

hört. Er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, die Arme in einander geschränkt, gleich einem Mann, der seine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange stand, noch immer unvollendet, die dräuende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch seine Flöte; die Morgensonne leuchtete hell herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu sehen.

„Willst du noch weiter hören, Franz?" fragte der Maler. „Es giebt des Unsinns noch einen ganzen Haufen mehr."

Der Andere bewegte leicht den Kopf.

„Nun also, zunächst! — Warum ist dein bekränzter Stromgott, gleich der Psyche, so entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegensatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich so schön gesichert gewesen, wenn du statt dieser gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hättest, so einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebse und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du siehst nun, Franz, du bist ein höchst kurzsichtiger und einfältiger Patron gewesen!"

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leise in sich zusammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entstehung, noch bei der dann rasch erfolgten Ausführung seines Werkes gedacht; die jugendliche Gestalt desselben war ihm der gegebene Stoff gewesen.

„Und nun," fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott sollst du selber sein! — — Nein, nicht du selber gerade; aber die Aehnlichkeit will man unverkennbar finden!"

„Was sagst du? Die Aehnlichkeit mit mir?" Die stumme Gestalt am Fenster war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in seiner Werkstatt auf- und abzugehen; er bestritt es heftig, ja er suchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler sah ihn fragend an. „Du scheinst dir das sehr zu Herzen zu nehmen."

Der Andere verstummte wieder.

Als gleich darauf das Dienstmädchen mit einer Bestellung hereinkam, fragte er sie hastig: „Sind keine Briefe für mich da?"

Aber der Postbote war noch nicht vorbeigekommen.

Der Maler, da nicht wie sonst ein Gespräch

zwischen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte sich bald entfernt. Der Zurückbleibende war ans Fenster getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es stand jetzt kein Wintermorgenroth am Horizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagssonne des Nachsommers.

In seinen Gedanken wiederholte sich ein Gespräch, das er in den letzten Tagen mit seiner Mutter gehabt hatte. „Du solltest ein wenig reisen, Franz," hatte sie gesagt; „du bist ermüdet von der angestrengten Arbeit." — — „Ja, ja, Mutter," hatte er erwiedert, „es mag sein." — — „Und daß du nach deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängst!" — — „Meinst du! Aber mir ist im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beste." — — Fast ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was red'st du denn, Franz! Du widersprichst dir selbst." — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nicht Neues machen." — Es war ein so seltsamer Ton gewesen, womit er das gesprochen; die kleine Frau hatte sich an seinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, du suchst mir etwas zu verbergen!" — — Und liebevoll sich zu ihr niederbeugend, hatte er erwiedert: „Für wen,

als für dich, Mutter, habe ich zuerst das Tuch von meiner Psyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, so lang' nur, bis ich weiß, ob es Gestalt gewinnen kann. Wenn nicht" — — Er hatte den Satz nicht ausgesprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegst!" — Ein paar Thränen hatte sie sich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber du mußt dennoch reisen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordsee, der paßt für dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat dich ja schon wieder dringend eingeladen."

Unbewußt hatte die Mutter ein erschütterndes Wort gesprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigen Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am selben Abend war ein Brief nach der Küstenstadt der Nordsee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute schon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernst!" Aus beklom-

mener Brust hatte er es herausgestoßen; die Hülle flog zu Boden, und seine Augen verschlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wohl" — so schrieb der junge Actenmann — „ich wußte wohl, daß du mir kommen würdest. — Seitdem dein Marmorbild die Stille deiner Werkstatt verlassen hat und aller Welt zur Schau steht, ist es nicht mehr sie; es ist, wie Anderes, nur noch eine Schöpfung deiner Kunst. Nun streckst du nach der Lebendigen deine Arme aus; der Verlauf ist so natürlich, daß jeder Arzt ihn dir vorausgesagt hätte.

Ob du unerkannt ihr würdest nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andere? — ihr damals tief genug die hellen Augen geschlossen hat, — wer möchte das entscheiden! Glaub' es immerhin! Ich rufe dir deinen eigenen Wahlspruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

Dein Zimmer und Freundeshände sind für dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — Du weißt es wohl noch, denn du hast ja auch deinen Ovid gelesen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Wasser

steht auf einsamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen stehen; keine Ruh' ist drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unsichtbarer Schlänglein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräusch aus- und einziehender Stimmen; kein noch so leises Flüstern, kein Seufzer einer Menschenbrust, und wenn aus tausend Meilen weiter Ferne, dessen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinaussenden.

Von dort muß es gekommen sein; denn die alte Bade-Kathi sieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber sie wissen es, wissen es wirklich; sie reden davon, Alle und überall; nur deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauschen ihn derzeit übertönt — scheint das eherne Haus nicht mit hinabgesandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie sie mit den Nasen in der Luft forschen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzustand zurückkehren und wieder beweglich werden und dennoch nichts erhaschen.

Aber hundert täppische und tückische Hände griffen

nach deinem schönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen.

Da hat er sich denn einfach aufgeschwungen und ist davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

— — Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Lesenden gestanden und ihm in das erregte Angesicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langsam seine Augen zu.

„Ich werde meine Psyche von der Ausstellung zurückziehen," sagte er düster, „und dann, Mutter, reise ich; aber nicht nach der nordischen Küstenstadt."

* * *

Der andere Tag war angebrochen.

So viel stand fest, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit sich allein zu sein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit seinem Netz von hundert stillen Wasserarmen, in dessen Schatten er sich einmal mit seinem Freunde, dem Maler, einen schönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einsamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwischen flüsterndem Schilfrohr oder durch die breiten schwim-

menden Blätter der Wasserlilie — wie erquickende Kühle wehte es ihn an. Er ging rascher unter den bestaubten Linden der Hauptstadt dahin; er konnte morgen, ja schon heute abreisen. Nur noch einmal wollte er seine Psyche sehen und dann einem diensteifrigen Freunde alles Uebrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne stand noch schräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar schon offen, aber die herkömmliche Stunde des Besuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemälde-Ausstellung ihren Platz hatte, standen einzelne Fremde hie und da vor einem Bilde; in den unteren Räumen, wo sich die Werke der Bildhauerkunst befanden, schien noch Alles leer. Da sie gegen Westen lagen, auch ein paar Kastanienbäume unweit der Fenster ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, so entbehrten sie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in diesen hohen Sälen, und die Marmorbilder standen da in einsamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte schon ein Besucher

sich eingefunden haben; denn ein leiser, tastender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verschollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangssaales hinter sich geschlossen hatte. Auch er trat, wenn gleich sicher wie im eigenen Hause, so doch fast behutsam auf, als scheue er sich, den Widerhall zu wecken, der nur leicht in diesen Räumen schlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus stehen, die aus einer eben geöffneten Muschel zum ersten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken schien. Aber seine Augen lagen nur wie abwesend auf der üppigen Gestalt, die hier von sinnentrunkener Künstlerhand geschaffen war; er hätte wohl selber nicht zu sagen gewußt, weshalb er vor diesem ihm so fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand sich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von seinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abschied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als sei es in der lautlosen Stille dieser Hallen noch einmal wieder sein geworden, ja fast, als müsse er durch

die offene Flügelthür das Athmen des schönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuschung — schlug von dort ein leiser Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er solchen Ton gehört zu haben.

Rasch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrsäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in sich zusammenbrechend, und starrte mit aufgerissenen Augen seine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenschirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte sie den Kopf, und ihre Augen trafen sich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwischen ihnen aufgeleuchtet: aber das schöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entsetzens wie versteinert. Den schlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, stand sie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob sie einen Ausgang suchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein

zur Freiheit führte, stand der schöne furchtbare Mann, dem — seit wie lange schon! — selbst ihre Gedanken zu entfliehen strebten; zwar, wie sie selbst, noch immer unbeweglich; aber seine Arme waren nach ihr ausgestreckt.

Noch einmal wagte sie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloses Kind, vergrub sie das Gesicht in ihren Händen; all' ihre Kühnheit hatte sie verlassen.

— — Und nur einen Augenblick noch schwankte das Zünglein der Wage zwischen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Psyche! Süße, holde Psyche!" — Seine Lippen stammelten; und an beiden Händen hielt er sie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen untergehen. Er ließ sie nicht; in trunkenem Jubel hob er sie auf seine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leise, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, sprach er, was er einst nur fern von ihr gedacht: „Nun lass' ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!"

Da regte auch der schöne Mund des Mädchens

sich. „Sage: nie!“ kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „sonst muß ich heute noch vor Scham erblinden!“

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeschickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, so lang' ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; sage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüsternden Schatten will ich bei dir sein!“

Seine Augen ruhten auf dem süßen Antlitz, das sie noch immer mit geschlossenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber schlug sie leise die Wimpern auf; erst noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte sie ihn an, und immer sonniger wurde der Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes.

Wie lange er sie so an seiner Brust gehalten? — Wer könnte es sagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den Kastanienbäumen gegen die Fensterscheiben flog, brachte den ersten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er sie sanft zu Boden gleiten; nur mit einem Arm noch hielt er die leichte Gestalt umfangen.

„Aber du!" sagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erstaunen sie betrachte — „du schöne Lebendige, wie bist du nur hierher gerathen? Oder versteht vielleicht das Glück sich ganz von selbst?"

Sie wies mit scheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an seiner Brust. „Das da," sagte sie. „Sie sprachen davon, daß es das Lieblichste von Allem sei." — Und kaum hörbar, so daß er sich tief zu ihrem Munde neigte, setzte sie hinzu: „Ich mußte es allein sehen, eh' die Anderen mit mir kamen. Mich trieb eine Angst — — nein, frag' mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab' ich mich sehr gefürchtet."

„Welche Anderen?" fragte er.

„Die mit mir hier sind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldesälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen."

Dann plötzlich schoß es wie ein Blitz des alten Uebermuthes über das ein wenig blasse Antlitz. „Aber," rief sie, „wie heißt du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal deinen Namen!"

„Ja, rath' einmal!"

Sie schüttelte das Köpfchen, daß die blonden

Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe du zuerst!“

„Ich? Was soll ich rathen?“

„Was du rathen sollst? Als ob ich keinen Namen hätte!“

„Aber den kenne ich ja längst!“ Er strich das seidene Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das bist du ja! Und glaub' es nur, ich habe jeden Tag zu dir gesprochen in all' der langen, langen Zeit.“

Von dunklem Purpur übergossen, schlang sie die Hände um seinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O welch' ein Glück, daß du der Künstler bist!“

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum ersten Male den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüsterten sie sich ihre Namen zu, ganz leise, als seien es Geheimnisse, die selbst die steinernen Gestalten um sie her nicht wissen dürften; und als sie seinen Namen hörte, rief sie: „O wie schön! Du konntest gar nicht anders heißen!“ Er aber blickte ganz träumerisch auf sie nieder; er konnte es nicht verstehen, daß sie „Maria“ heiße.

Sie lachte, als er ihr das sagte, und flüsterte ihm zu: „Die alte Bürgermeisterin sagt es auch, ich sei verkehrt getauft."

„Getauft!" wiederholte er fast staunend. „Wie seltsam doch, daß du getauft bist!"

Einen Augenblick sah sie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten Beide mit einander.

Aber sie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten sich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer schöne Frau am Arme eines älteren Mannes sichtbar.

„Dein Töchterchen," sagte dieser, nicht ohne einen Ausdruck von Besorgniß, „scheint doch nicht hier zu sein."

Die Frau an seinem Arme lächelte. „Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß sie ihre eigenen Wege geht; sie wird wohl oben noch von irgend einem Bild gefangen sein. Aber die gerettete Psyche, wo ist denn die?"

Sie erhielt keine Antwort; denn in demselben Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halse. „Hier ist sie, Mutter; deine Tochter ist es! O seid Beide gut und freundlich!" Die jungen Augen

glänzten; über die geöffneten Lippen ging schwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!"

Die Mutter wollte sie beruhigen; aber schon hatte sie in freudiger Hast deren beide Hände ergriffen und zog sie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in stummer Erwartung neben seinem Werke stand.

* * *

Daheim in der Werkstatt des Künstlers ging derweile zwischen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie schien so recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem sie hie und da an den umherstehenden Dingen sich zu thun machte. Endlich hatte sie sich in den Sessel neben der Modellirscheibe niedergelassen, ein stiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja, auch die allerbesten, sich von dem Mutterherzen löſten. Sinnend blickte sie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem

Hausflur laut, und noch bevor sie aus ihren schweren Gedanken sich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter diesem, der junge Mann, an dessen Arm das schöne Mädchen hing — so konnten ihre alten Augen sie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war sie aufgestanden: aber schon hatten die jungen schönen Menschen sich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter," sagte der Sohn, „hier hast du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß sie Maria heiße; aber du siehst ja wohl, daß es die Psyche ist, die lebendige, m e i n e Psyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!" Und sich freudig aufrichtend und drüben seinem unvollendeten Werke zunickend, setzte er hinzu: „Auch dich, Walkyre, wird sie aus deinem Bann erlösen!"

Die alte Frau aber hielt jetzt die Psyche an ihren beiden kleinen Händen; sie betrachtete sie aufmerksam, ja fast mit Staunen; aber immer inniger wurde dieser Blick, bis dann das ganz erschütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künstler stand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauschen der Nordsee. Und auch die Geliebte schien er mit sich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte sie plötzlich den Kopf zu ihm empor und sagte: „Aber du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unserer Hochzeit!"

Da löste sich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf seiner Flöte, und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homer's, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenschicksal.

Am anderen Morgen aber flog mit dem ersten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresküste.

Im Nachbarhause links.

(1875.)



„Wenn du es hören willst," sagte mein Freund und streifte mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre. „Aber die Heldin meiner Geschichte ist nicht gar zu anziehend; auch ist es eigentlich keine Geschichte, sondern nur etwa der Schluß einer solchen."

„Danke es," versetzte ich, „unserer heurigen Novellistik, daß mir das Letzte jedenfalls besonders angenehm erscheint."

„So? — Nun also!

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß ich als Stadtsecretär in diese treffliche See- und Handelsstadt kam, in welcher die Groß- und Urgroßväter meiner Mutter einst als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten. Das derzeit von mir gemiethete Wohnhaus stand zwischen zwei sehr ungleichen Nachbarn: an der Südseite ein sauber gehaltenes Haus voll lustiger Kinderstimmen, mit hellpolirten Scheiben und

blühenden Blumen dahinter; nach Norden ein hohes düsteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenstern, aber die Scheiben derselben waren klein, zum Theil erblindet und nichts dahinter sichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einstige Oelanstrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Messingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünspan überzogen. Das Haus stand am hellen Tage und mitten in der belebten Straße wie in Todesschweigen; nur Nachts, sagten die Leute, wenn es anderswo still geworden, dann werde es drinnen unruhig.

Wie ich von meinem Steinhofe aus übersehen konnte, erstreckte sich dasselbe noch mit einem langen Flügel nach hinten zu. Auch hier war in dem oberen Stockwerke, das ich der hohen Zwischenmauer wegen allein gewahren konnte, eine stattliche Fensterreihe, vermuthlich einem einstigen Festsaal angehörig; ja, als einmal die Sonne auf die trüben Scheiben fiel, ließen sich deutlich die schweren Falten seidener Vorhänge dahinter erkennen.

Nur eine einzige Menschenseele — so sagte man mir — die uralte Wittwe des längst verstorbenen

Kaufherrn Sievert Jansen hause in diesen weitläufigen Räumen; wenigstens glaube man, daß sie noch darin lebendig sei; gesehen wollte sie Keiner von denen haben, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte. Aber ich möchte nur aufpassen, ob nicht früh Morgens, bevor die anderen Häuser aufgeschlossen würden, eine alte Brodfrau dort an die Hausthür komme. Dann werde diese, nachdem die Frau ein Dutzend Mal mit dem Löwenklopfer aufgeschlagen, eine Spalte weit geöffnet, und eine dürre Hand lange daraus hervor und nehme sich ein paar trockene Semmeln aus dem Korbe.

Ich habe diese Beobachtungen nicht angestellt. Doch ging bald darauf bei einer amtlichen Durchsicht der Depositen ein von meiner unsichtbaren Nachbarin bei dem Stadtgerichte niedergelegtes wohlversiegeltes Testament durch meine Hände. Sie lebte also, und hatte ohne Zweifel auch noch ihre Beziehungen in das Leben; nur im Munde des Volkes war sie fast zur Sage geworden.

Als ich und meine Frau, der hier noch bestehenden guten Sitte folgend, der Kaufmannsfamilie in dem freundlichen Hause rechts unseren Nachbarbesuch abstatteten, wurden wir von den heiteren Leuten fast

ausgelacht, daß wir es wagen wollten, auch zur Linken an die Nachbarsthür zu klopfen.

„Sie kommen nicht hinein!" sagte der Hausherr; „ich glaube, es ist seit Jahren Niemand hineingekommen: denn, Gott weiß, wie sie es macht, aber die alte Dame wirthschaftet ganz allein. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, den Eingang zu erzwingen, so würden Sie mit Ihrer Aufmerksamkeit nur den Verdacht erwecken, Sie hätten es auf die nachbarliche Erbschaft abgesehen."

„Aber ihr Testament," bemerkte ich, „liegt ja seit Jahren schon im Stadtgerichte; und überdies — wie mir erzählt wurde — ein Viertel an die Stadt, drei Viertel an eine milde Stiftung; das lautet doch nicht eben menschenfeindlich."

Mein Nachbar nickte. „Freilich! Aber zum Ersten war sie durch das Testament ihres Seligen gezwungen; das Andere — eine schöne Stiftung, dieses Land- und See-Spital!"

Ich fragte näher nach.

„Sie werden," fuhr der Nachbar fort, „es bei der Kürze Ihres hiesigen Aufenthalts noch kaum gesehen haben: es ist eine reich dotirte Versorgungs-

anstalt für ausgebrauchte Seeleute und Soldaten, das heißt für die unterste Classe derselben. Die Stiftung rührt von einem reichen kinderlosen Geschwisterpaare her, einem alten Major und einer Seecapitänswittwe. Unter den Linden vor dem schönen Hause, draußen auf einem Hügel vor dem Norderthore, das sie in den letzten Jahren gemeinschaftlich bewohnten, sieht man jetzt reihenweis die alten Burschen mit ihren blaurothen Nasen vor der Thür sitzen; die einen in alten rothen oder blauen Soldatenröcken, die anderen in schlotterigen Seemannsjacken, alle aber mit einem Pfeifenstummel im Munde und einem Schrotdöschen in der Westentasche. Bleibt man ein Weilchen auf dem Wege stehen, so sieht man sicher bald den Einen, bald den Anderen ein grünes oder blaues Fläschchen aus der Seitentasche holen und mit wahrhaft weltverachtendem Behagen an die Lippen setzen. Die Fläschchen, über deren Inhalt kein gerechter Zweifel sein kann, nennen sie ihre „Flötenvögel"; und für diese Vögel, welche — getreu dem Willen der Stifter — nur zu oft gefüllt werden, sind jene drei Viertel des ungeheueren Vermögens bestimmt worden."

„Und welches Interesse," fragte ich, „kann die Testatrix an diesen alten Branntweinsnasen haben?"

„Interesse? — Ich denke, keins; als daß das Geld aus einem Rumpelkasten in den anderen kommt."

„Hmm! Die Alte muß doch eine merkwürdige Frau sein; ich denke, wir versuchen dennoch unsere Visite!"

Man wünschte uns lachend Glück auf den Weg.

Aber wir kamen nicht hinein. Zwar öffnete sich die Hausthür; aber nur eine Hand breit, so stieß sie auf eine von innen vorgelegte Kette. Ich schlug den Messingklopfer an und hörte, wie es drinnen wiederhallte und in der Tiefe wie in leeren Räumen sich zu verlieren schien; dann aber folgte eine Todtenstille. Als ich noch einmal hämmern wollte, zupfte meine Frau mich am Aermel: „Du, die Leute lachen uns aus!" Und, wirklich, die Vorübergehenden schienen uns mit einer gewissen Schadenfreude zu betrachten.

So ließen wir es denn an unserer guten Absicht genug sein und kehrten in unser eigenes Heim zurück.

*　　*
*

Gleichwohl sollte sich bald darauf eine gewisse Beziehung zwischen mir und der Nachbarin links ergeben.

Es war im Nachsommer, als ich und meine Frau in den Garten gingen, um uns das Vergnügen einer kleinen Obsterndte zu verschaffen. Der Augustapfelbaum, an den ich schon vorher eine Leiter hatte ansetzen lassen, befand sich dicht an der hohen Mauer, welche unseren Garten von dem des Jansen'schen Hauses trennte. Meine Frau stand mit einem Korbe in der Hand und blickte behaglich in das Gezweige über ihr, wo die rothen Aepfel aus den Blättern lugten; ich selbst begann eben die Leiter hinaufzusteigen, als ich von der anderen Seite einen scharfen Steinwurf gegen die Mauer hörte, und gleich darauf unser dreifarbiger Kater mit einem Angstsatz von drüben zu uns herabsprang.

Neugierig über dieses Lebenszeichen aus dem Nachbargarten, von wo man sonst nur bei bewegter Luft die Blätter rauschen hörte, lief ich rasch die Leiter hinauf, bis ich hoch genug war, um in denselben hinabzusehen.

— Mir ist niemals so ellenlanges Unkraut vorgekommen! Von Blumen oder Gemüsebeeten, über-

haupt von irgend einer Gartenanlage war dort keine Spur zu sehen; Alles schien sich selbst gesäet zu haben: hoher Gartenmohn und in Saat geschossene Möhren wucherten durch einander; in geilster Ueppigkeit sproßte überall der Hundsschierling mit seinem dunklen Kraute. Aus diesem Wirrsal aber erhoben sich einzelne schwer mit Früchten beladene Obstbäume; und unter einem derselben stand eine fast winzige zusammengekrümmte Frauengestalt. Ihr schwarzes verschossenes Kleid war von einem Stoffe, den man damals Bombassin nannte; auf dem Kopfe trug sie einen italienischen Strohhut mit einer weißen Straußenfeder. Sie stand knietief in dem hohen Unkraut, und jetzt tauchte sie gänzlich in dasselbe unter, kam aber gleich darauf mit einem langen Obstpflücker wieder daraus zum Vorschein, den sie vermuthlich bei dem Angriff auf meinen armen Kater von sich geworfen hatte. — Obgleich sie das Ding nur mühsam zu regieren schien, stocherte sie doch emsig damit zwischen den Zweigen umher und brachte auch rasch genug eine Birne nach der anderen herunter, die sie dann scheinbar in das Unkraut, in Wirklichkeit aber wohl in ein darin verborgenes

Gefäß mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt niederlegte.

Ich beobachtete das Alles mit großer Aufmerksamkeit, und fühlte erst jetzt, daß meine Frau in ihrer weiblichen Ungeduld mich in höchst gefährlicher Weise von der Leiter zu schütteln suchte; aber ich blieb standhaft und umklammerte schweigend einen derben Ast; denn in demselben Augenblicke war der Alten drüben eine Birne aus ihrem Obstpflücker gefallen, und als sie sich wandte, um sie aufzuheben, war sie mich gewahr geworden. Sie war sichtlich erschrocken und blieb ganz unbeweglich stehen; aus dem verfallenen Antlitz einer Greisin starrten unter dem großen Strohhute mich ein Paar schwarze Augen so grellen Blickes an, daß ich fast gezwungen war, eine unverkennbar scharfe Musterung über mich ergehen zu lassen. Aber auch ich betrachtete mir indessen das Gesicht der alten Dame, das zu beiden Seiten der ziemlich fein geformten Nase mit einigen Rollen falscher Locken eingerahmt war, wie sie vordem auch wohl von jüngeren Frauen getragen wurden. Als ich dann fast verlegen meinen Hut vom Kopfe zog, erwiederte sie dies Compliment durch einen

feierlichen Knix im strengsten Stile, wobei sie ihren Obstbrecher wie eine Partisane in der Hand hielt.

Aber meine Frau begann wieder zu schütteln, und nun stieg ich als guter Ehemann zur Erde nieder.

Natürlich hatte ich Rechenschaft zu geben. „Wo sind die Aepfel, Mann?"

— „Wo sie immer waren; droben im Baume."

„Aber, was hast du denn getrieben?"

— „Ich habe der Madame Sievert Jansen unsere Nachbarvisite abgestattet." Und nun erzählte ich.

— — Am anderen Morgen in der Frühe brachte eine alte Frau, voraussetzlich die bewußte Brodfrau, uns einen Korb voll Birnen und eine Empfehlung von Madame Jansen, der Herr Stadtsecretär möge doch einmal ihre Moule-Bouches probiren; sie hätten immer für besonders schön gegolten.

Wir waren sehr erstaunt; aber die Birnen waren köstlich, und ich konnte es nicht unterlassen, meinem Nachbar zur Rechten diese kleinen Vorfälle mitzutheilen, als wir uns bald danach vor unseren Häusern begegneten.

„Das bedeutet den Tod der Alten;" sagte er,

„oder aber“ — und er betrachtete mich fast bedenklich von oben bis unten — „Sie müssen einen ganz besonderen Zauber an sich haben!“

„Der, leider, von jüngeren Augen bisher noch nicht entdeckt wurde,“ erwiederte ich.

Und wir schüttelten uns lachend die Hände.

* * *

Im Garten fiel schon das Laub von den Bäumen, und noch immer hatte ich einen Besuch nicht ausgeführt, den ich mir eigentlich als den allerersten vorgenommen hatte.

Er galt freilich nur einer Erinnerung.

Aus dem Flur meines elterlichen Hauses führten ein paar Stufen zu einem nach dem Garten liegenden Zimmer, dessen Fenster ich mir noch heute nicht ohne Sonnenschein und blühende Topfgewächse zu denken vermag. Der Pfleger derselben war ein schöner milder Greis, der Vater meiner Mutter, welcher hier nach einem einst bewegten Leben die stillen Tage seines Alters auslebte. Wie oft habe ich als Knabe neben seinem Lehnstuhl gesessen; wie oft ihn gebeten, mir aus seinem Leben in fernen

Ländern zu erzählen! Aber es dauerte immer nicht lange, so waren wir in seiner Vaterstadt, auf den Spielplätzen seiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald so genau, daß ich eines Tages die sämmtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn. „Wenn du einmal dahin gelangen solltest," sagte er und legte die Hand auf meinen Kopf, „geh nicht daran vorüber!"

Plötzlich war er aufgestanden und hatte die Klappe seines an Erinnerungsschätzen reichen Mahagoni-Schrankes aufgeschlossen. „Sieh dir doch die einmal an!" Mit diesen Worten legte er ein Miniaturbild in silberner Fassung vor mir hin. „Das war mein Spielkamerad: sie wohnte Haus an Haus mit uns. Auf ihrer Außendiele hing ein Ungeheuer, ein ausgestopfter Hai, da sah man gleich, daß ihr Vater Capitän auf dem großen Ocean war."

Ich hatte nichts geantwortet; aber meine Knabenaugen glühten; es war ein Mädchenkopf von bestrickendem Liebreiz.

„Gefällt sie dir?" fragte der Großvater. „Aber

hier ist sie als Braut gemalt; in deinen Jahren hättest du den kleinen wilden Schwarzkopf sehen sollen!“

Und nun erzählte er mir von diesem hübschen Spielgesellen. — Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder hatte der selten daheim weilende Vater dem einzigen Töchterlein von seinen Reisen mitgebracht; von ausländischen goldenen Münzen und Schaustücken hatte sie eine ganze Sparbüchse voll gehabt. In ihrem Garten war ein seltsames Lusthäuschen gewesen, das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen lassen. „Dort,“ sagte der Großvater, „auf den Treppenstufen saßen wir oft zusammen, und ich durfte dann mit ihr den goldenen Schatz besehen, den sie aus der Blechbüchse in ihren Schooß geschüttet hatte.“

Er ging, während er so erzählte, langsam auf und ab; an seinem Lächeln konnte ich sehen, wie eine Erinnerung nach der anderen in ihm aufstieg. „Min swartes Mäusje!“ sagte er. „Ja, so pflegte der alte Seebär das verzogene Kind zu nennen; aber wenn sie so im goldgestickten griechischen Jäckchen, mit allerlei Federschmuck ausstaffirt, in ihrem Gärtchen

umherstolzirte, dann hätte man sie wohl noch mehr einem bunten fremdländischen Vogel vergleichen mögen. O, und auch fliegen konnte sie! Ueber der Thür des Lusthauses war die frühere Gallion des Schiffes angebracht, eine schöne hölzerne Fortuna, die mit vorgestrecktem Leibe aus dem Frontespice hervorragte. Dort oben auf deren Rücken war der Lieblingsplatz des Kindes; dort lag sie Stunden lang; ein buntes chinesisches Schirmchen über sich, oder im Sonnenschein mit ihren goldenen Münzen Fangball spielend."

Noch vielerlei erzählte mir der Großvater, aber nur jenes eine Mal; auch das verführerische Bildchen zeigte er mir niemals wieder. Obgleich meine Augen oft begehrlich an dem Schranke hingen, so wagte ich doch nicht, ihn darum anzugehen; denn als er es mir damals endlich wieder aus der Hand genommen hatte, war der alte Herr so seltsam feierlich gewesen und hatte es in so viele Seidenpapierchen eingewickelt, daß das Ganze einer symbolischen Beisetzung nicht ungleich war.

— — Wie es nun geschieht, seit Monden war ich jetzt hier in der Geburtsstadt meines Großvaters, und doch, erst heute ging ich zu diesem Besuche

der Vergangenheit in den schon winterlichen Tag hinaus.

Absichtlich hatte ich jede Erkundigung unterlassen; wenn auch der Name der Straße mir nicht mehr erinnerlich war, ich hoffte mich schon allein zurecht zu finden. So hatte ich schon verschiedene Stadttheile kreuz und quer durchwandert, als mir plötzlich durch eine offene Hausthür die schwebende Ungestalt eines Haies in die Augen fiel. — Ich stutzte; — aber weshalb sollte denn der ausgestopfte Hai nicht noch am Leben sein? Das Haus sah völlig danach aus, als sei es mit allen seinen Raritäten von einem Besitzer auf den anderen fortgeerbt. Und richtig! als ich in die Höhe blickte, da drehte sich auch ein Schiffchen auf der Wetterstange des Daches! Das war das Haus des schönen Nachbarkindes; das urgroßelterliche mußte nun dicht daneben sein! Aber — es war überhaupt kein Haus mehr da; nur ein leerer Platz mit Mauerresten und gähnenden Kellerhöhlen; auch frisch behauene Granitblöcke zum Fundament eines Neubaues lagen rings umher.

Ich sah es wohl, ich war zu spät gekommen. Sinnend schritt ich über die wüste Stätte, die einst

für Menschen meines Blutes eine kleine Welt getragen hatte. Ich ging in den dahinter liegenden Steinhof und blickte in den Brunnen, mit dessen Eimer der Großvater einmal, wie er mir erzählt hatte, in die Tiefe hinabgeschnurrt war; dann trat ich auf einen Haufen Steine, von wo aus ich über eine Grenzplanke in den Nachbargarten sehen konnte. Und dort — kaum wollte ich meinen Augen trauen — stand, unverkennbar, noch das seltsame Lusthäuschen, und auch die hölzerne Fortuna streckte sich noch gar stattlich in die Luft; ja die Wangen waren noch ganz ziegelroth, und lichtblaue Perlenschnüre zogen sich durch die gelben Haare; sie war augenscheinlich erst neulich wieder aufgemuntert.

Wie lebendig trat mir jetzt Alles vor die Seele! Jener Epheu, der die Mauer des Gartenhäuschens überzog, war schon damals dort gewesen; an seinen Trieben war der kleine wilde Schwarzkopf auf- und abgeklettert; drüben von dem Rücken der Fortuna herab war ihr neckendes Stimmlein erschollen, wenn der gutmüthige Nachbarsjunge unten im Gebüsche des Gartens nach ihr gesucht hatte. Ich mußte plötzlich eines Wortes gedenken, das der Großvater, so

vor sich hin redend, und wie mit einem Seufzer über Unwiederbringliches, seiner damaligen Erzählung beigefügt hatte. „Sie war eigentlich schon damals eine kleine Unbarmherzige," hatte er gesagt; „das eine Füßchen mit dem rothen Saffianschühchen baumelte ganz lustig in der Luft; aber ich stand unten und mußte ihr die goldenen Stücke wieder zuwerfen, wenn sie bei ihrem Spiel zur Erde fielen, und oft sehr lange betteln, bis das Vögelchen zu mir herunterkam."

— Schon damals unbarmherzig? — Es war mir niemals eingefallen, den Großvater zu fragen, in wie fern oder gegen wen sie es späterhin gewesen, oder wie überhaupt das Leben seiner schönen Spielgenossin denn verlaufen sei. — Freilich hätte auch wohl der Knabe keine Antwort darauf erhalten; denn als nach seinem Tode das kleine Bild noch einmal durch meine Hand ging, vertraute mein Vater mir, daß dieses schöne Mädchen nicht nur die Jugendgespielin, sondern ganz ernstlich die Jugendliebe des alten Herrn gewesen sei. Zuletzt, als junger Kaufmann, sei er in Antwerpen mit ihr zusammengetroffen, habe aber bald darauf — wie es geheißen, durch ein Zerwürfniß mit ihr getrieben — einen

Platz in einem überseeischen Handlungshause angenommen, von wo er erst in reiferen Mannesjahren zurückgekehrt sei. — Weiteres wußte auch er nicht zu berichten; nur daß die gute Großmutter, die er dann geheirathet habe, mitunter wirklich eifersüchtig auf das kleine Bild gewesen sei.

— — Voll Gedanken über das schöne schwarzköpfige Mädchen war ich zu Hause angelangt; immer sah ich sie vor mir, bald auf dem Rücken der Fortuna mit den goldenen Münzen spielend, bald in ihrer üppigen Mädchenschönheit, wie jenes Bild sie mir gezeigt hatte, mit dem übermüthigen Füßchen den armen Großvater in die Welt hinausstoßend.

„Seltsam," sagte ich zu meiner Frau, „woran ich als Knabe nie gedacht, — jetzt brenne ich vor Begierde, noch einmal den Vorhang aufzuheben, hinter dem sich jenes nun wohl längst verrauschte Leben birgt."

„Vielleicht," erwiederte sie „wenn du die Ureinwohner dieser Stadt zu Protocoll vernimmst!"

„Zum Beispiel, unsere Nachbarin links!" sagte ich lächelnd.

„Warum denn nicht? Sie wird ja doch einmal deine Visite par distance erwiedern."

Wir sprachen nicht weiter von der Sache; aber im Stillen dachte ich selber auch: „Warum denn nicht?“

* * *

Es war Winter geworden. Ein klingender Frost war eingefallen, der eisige Nordost blies durch alle Ritzen. Ich schüttelte eben eine Ladung Steinkohlen in meinen Ofen und verhandelte dabei mit meiner Frau, ob wir nicht aus schierer Barmherzigkeit unsere Hühner schlachten sollten, denen wir keinen warmen Stall zu bieten hatten; da — es war noch früh am Morgen — trat fast ohne Anklopfen mein jetzt verstorbener Freund, der Bürgermeister, in das Zimmer. Auf meine Frage, was ihn schon jetzt aus Schlafrock und Pantoffeln herausgebracht habe, erklärte er, meine Nachbarin, die alte Madame Jansen, sei soeben besinnungslos und fast verklommen auf ihrer Bodentreppe gefunden worden. „Der alte Geizdrache,“ setzte er hinzu, „heizt nur mit dem Fallholz aus dem Apfelgarten; es ist kein warmer Fleck in dem ganzen Rumpelkasten; und Nachts, wenn ehrliche Leute in ihren Betten liegen, kriecht sie vom Boden bis

zum Keller, um ihre Schätze zu beäugeln, die sie überall hinter Kisten und Kasten weg gestaucht hat."

„So sagt man;" ließ ich einfließen.

— „Freilich, und so wird's auch sein! Wie ein todter Alraun huckte sie in dem dunklen Treppenwinkel, ein ausgebranntes Diebslaterncheu noch in der erstarrten Hand. Das Schlimmste bei der Geschichte ist, sie hat das Leben wieder bekommen; aber nach Angabe des Polizeimeisters, der — glaub' ich — ein Verwandter von ihr ist, soll der Verstand zum Teufel sein; sonderbar genug, daß der die alte Hexe nicht auf einmal ganz geholt hat!"

„Nun aber, Verehrtester," sagte ich, als der Bürgermeister inne hielt, „was können wir Beide bei der Sache machen?"

„Wir? — Hmm, sie könnte in diesem Zustande Unheil anrichten; es wird schon der Stadt wegen unsere Pflicht erheischen, ihr causa cognita einen Curator zu bestellen."

— „Sie meinen des Vermächtnisses wegen? Aber ich dächte, das beruhe auf einer Disposition des seligen Herrn Sievert Jansen!"

„Da liegt es gerade; die Sache ist nicht völlig außer Frage.“

So mußte ich denn in den sauren Apfel beißen, und versprach, die alte Dame noch heute zu besuchen.

Indem der Bürgermeister sich entfernte, fragte ich noch: „Was war denn der Selige für ein Mann?“

„Hmm! Ich denke, ein Lebemann!“ erwiederte er. „Es ist einst flott hergegangen dort; man sagt, das Ehepaar habe sich einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich war damals ein Junge; aber sie sah noch nicht so übel aus, als der Alte in die Grube fuhr, und es gab noch manches Gläserklingen mit jungen vornehmen Herren in dem großen Saale des Hinterflügels; aber endlich — das Lustfeuerwerk ist verpufft, der schmucke Leib verdorrt; statt der Gläser läßt sie jetzt ihre Gold- und Silberstücke klingen.“

— — Bald darauf trat ich ohne Hinderniß in das Haus und in das Zimmer der Kranken, zu welchem letzteren eine von der Stadt bestellte Wärterin mir die Thür geöffnet hatte.

Es war ein seltsamer Anblick. Auf den Stühlen, von deren Polstern die Fetzen herabhingen, lagen

auf den einen verschlissene Kleider und Hüte, auf den anderen standen Töpfe und Pfannen mit kärglichen Speiseresten; an der schweren Stuckdecke und an den gardinenlosen Fenstern hing es voll von Spinngeweben. Eine seltsam todte Luft hielt mich einen Augenblick zurück, so daß ich mich nur langsam dem großen an der einen Wand stehenden Himmelbette näherte.

Als die Wärterin die bestäubten Vorhänge zurückzog, hörte ich ein Klirren wie von einem schweren Schlüsselbunde, das, wie ich nun sah, von einer kleinen dürren Hand umklammert war, und eine winzige, in einen alten Soldatenmantel eingeknöpfte Gestalt suchte sich aus den Kissen aufzurichten. Das kleine runzelige Gesicht meiner Nachbarin starrte mich aus seinen grellen Augen an. „Jag' die Hexe fort!" schrie sie und schlug mit den Schlüsseln gegen die Vorhänge, daß die Wärterin erschreckt zurücksprang; dann, sich zu mir wendend, setzte sie in hohem Ton hinzu: „Sie wollten sich nach meinem Befinden erkundigen, Herr Nachbar; ich danke für Ihre Aufmerksamkeit; aber — man hat mir eine Person hier aufgedrängt; es scheint, als wolle man mich überwachen!"

„Aber Sie hatten einen Unfall; Sie bedürfen ihrer;“ sagte ich.

„Ich bedarf keiner bestellten Wärterin; ich kenne diese Person nicht!“ erwiederte sie scharf. „Allerdings, heute Nacht — man hat mich berauben wollen; es tappte auf dem Hausboden, vermummte Gestalten stiegen zu den Dachluken herein; es klingelte im ganzen Hause —“

„Klingelte?“ unterbrach ich sie und mag dabei wohl etwas verwundert ausgesehen haben; „das pflegen doch die Räuber nicht zu thun.“

„Ich sage, es klingelte!“ wiederholte sie mit Nachdruck. „Mein Herr Neffe, der Chef der hiesigen Polizei — ich pflege ihn nur das Schaf der Polizei zu nennen — ist zu dumm, um die Spitzbuben einzufangen! Er war höchstpersönlich hier und suchte mir einzureden, daß ich das Alles nur geträumt hätte. — Geträumte Spitzbuben!“ — Ein unaussprechlich höhnisches Kichern brach aus dem zahnlosen Munde. — „Er möchte wohl, daß auch mein Testament nur so geträumt wäre!“

Der Polizeimeister hatte ein kinderreiches Haus und eine nicht zu große Einnahme. Ich dachte des-

halb ein gutes Wort für die Blutsverwandtschaft einzulegen und fragte wider besseres Wissen: „Ihr Herr Neffe befindet sich also nicht unter Ihren Testamentserben?"

Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und schloß die Hand, als ob sie Fliegen fange. „Unter meinen Erben? — — Nein, mein Lieber; mein Erbe ist der, den ich zu bestimmen beliebe; — und ich habe ihn bestimmt!"

Sie begann nun mit sichtlicher Genugthuung mir den Inhalt des Testamentes aus einander zu setzen, wie er mir im Wesentlichen schon bekannt war.

„Aber jene Stiftung," sagte ich, „soll ja an sich sehr reich dotirt sein!"

„So, meinen Sie?" erwiederte die Alte. „Aber es ist nun einmal meine Freude! Die alten Taugenichtse sollen was Besseres in ihre Fläschchen haben; bis jetzt wird es wohl nur Kartoffelfusel gewesen sein. Nach meinem Abscheiden sollen sie Jamaika-Rum trinken, der drei Mal die Linie passirt ist."

„Und die vielen hübschen Kinder Ihres Verwandten?"

„Ja, ja!" sagte sie grimmig. „Das vermehrt

sich und will dann aus anderer Leute Beutel leben! Ich, mein Herr Stadtsecretär," — sie schnarrte das Wort mit einer besonderen Schärfe heraus — ich„ habe keine Kinder."

Noch einmal strengte ich meine Wohlredenheit an; sie möge wenigstens ein Codicill machen, um für die Aussteuer der armen Mädchen ein paar Tausend Thaler auszusetzen.

Aber da kam ich übel an.

„Tausend Thaler!" Sie schrie es fast, und der greise Kopf zitterte auf und ab. „Keinen Schilling sollen sie haben; keinen Schilling!"

Sie legte sich erschöpft zurück, und ich betrachtete mit Grauen dies zerbrechliche Wesen, dessen Glieder nur noch in den Zuckungen des Hasses zu leben schienen. „Keinen Schilling!" wiederholte sie noch einmal.

Der kleine runde Polizeimeister war ein Mann, der als armer Familienvater stark aufs Carrieremachen aus war, der aber sonst ganz hübsch im großen Haufen mitging. „Was haben Sie gegen Ihren Herrn Neffen?" fragte ich. „Hat er Sie irgendwie beleidigt?"

„Mich? — Nein, mein Lieber,“ erwiederte sie. „Im Gegentheil; er machte mir sogleich die feierliche Visite, als er nur eben seine segensreiche Wirksamkeit in dieser Stadt begonnen hatte; natürlich“ — sie schien mit Behagen auf diesem Worte zu verweilen — „natürlich, um zu erbschleichen; aber das thut ja nichts zur Sache! O, ein ganz charmanter Mann! Ich hatte vorher nicht das Vergnügen ihn zu kennen; aber das ging so glatt: ‚Liebe Tante‘ hinten und ‚liebe Tante‘ vorn.“ Sie streckte einen Arm unter der Decke hervor und ließ die Hand wie eine Puppe gegen sich auf und ab knixen.

„Ich habe ihn aber nicht eingeladen,“ fuhr sie fort; „ich mache kein Haus mehr, es ist zu unbequem in meinem hohen Alter.“

Es mochte ihren argwöhnischen Augen nicht entgangen sein, daß bei dieser Aeußerung meine Blicke unwillkürlich die traurige Wüstenei des Zimmers überflogen hatten.

„Sie wundern sich wohl,“ sagte sie, „wie es hier unten bei mir aussieht! Aber oben in der Bel-Etage habe ich meine Prunkgemächer! Einst, mein Herr Stadtsecretär, waren sie oft genug geöffnet! Carossen

mit Rappen und Isabellen hielten vor meiner Thür, und Grafen und Generalconsuln fremder Staaten haben an meiner Tafel gesessen!"

Dann sprang sie wieder auf jenen Antrittsbesuch ihres Neffen über. „Er hatte mir auch sein ältestes Mädchen hergebracht — eine Dame, sag' ich Ihnen; o, eine ganze Dame! Das müssen reiche Leute sein, der Herr Neffe und seine Demoisellen Töchter; ein Kleid mit echten Spitzen, eine römische Camee zur Vorstecknadel! Aber sagen that sie just nicht viel; sie war auch wohl nur da, damit ich in das schmucke Lärvchen mich verliebe! — Ich!" — sie lachte voll Verachtung — „ich brauchte einst nicht aus der Thür zu gehen, um ganz was Anderes zu erblicken! Aber das Mündchen wurde so süß, so unschuldsvoll; — es that einem leid, zu denken, daß dadurch auch die liebe Leibesnothdurft, gebratene Hühnchen und Krammetsvögelchen hineinspazieren mußten. Nicht wahr, Herr Stadtsecretarius, ein schönes Weib ist doch auch nur ein schönes Raubthier?"

Sie nickte vor sich hin, als gedächte sie mit Befriedigung einer Zeit, wo auch sie selber Beides dies gewesen sei. Plötzlich aber den Kopf zu mir wen=

dend, mit einem Aufblitzen der Augen, als käme es aus dem Abgrund, worin ihre Jugend begraben lag, sagte sie mit einem zitternden Pathos: „Sehen Sie mich an; ich bin einst sehr schön gewesen!“

Ich erschrak fast, als ich die kleine dürre Gestalt wie durch einen Ruck sich kerzengrade in den Kissen aufrichten sah; aber schon waren die großen Augen wieder grell und kalt.

„Nicht wahr, Sie sehen das nicht mehr? denn ich bin alt, und“ — sie sprach das fast nur flüsternd — „der Tod ist hinter mir her; des Nachts, immer nur des Nachts! Ich muß dann wandern; es ist nur gut, daß mein Haus so groß ist.“

„Sie leiden an Schlaflosigkeit,“ sagte ich, „es ist das Leiden vieler alten Leute!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein, mein Lieber; ich halte mich gewaltsam wach; werken Sie wohl — gewaltsam! Ich fürchte den Hans Klapperbein auch nur im Schlaf; er hat schon Manchen so erwürgt; aber — ich bin nicht so dumm, er soll mich noch so bald nicht kriegen! Die Herren von der Stadt hätten freilich nichts dagegen; — aber sie sollen sich in Acht nehmen! Am liebsten,

glaub' ich, möchten sie mich gar noch unmündig machen."

Auf einmal schien ihr etwas aufzudämmern. „Sie sind auch bei der Stadt angestellt, mein Lieber!" sagte sie und sah mich mit einem unbeschreiblich lauernden Blicke an.

„Sie wissen das," antwortete ich; „Sie haben mich ja mehrfach mit meinem Amtstitel angeredet."

„Ja, allerdings!" Ihr Blick hatte mich noch immer festgehalten. „Hat man Sie," fragte sie vorsichtig, „vielleicht mit einem Auftrage zu mir geschickt?"

Ich stutzte einen Augenblick; dann aber beschloß ich, ihr die ganze Wahrheit zu sagen. „Man hatte freilich gefürchtet," sagte ich, „daß Ihre Altersschwäche die Einleitung einer Curatel erforderlich machen würde."

Sie wurde sehr aufgeregt. „Schwach!" schrie sie, und es war eine dünne gläserne Stimme, die mir in die Seele schnitt —. „Nein, nicht schwach; reich bin ich — reich! Und plündern will man mich! Aber ich werde mein Haus vermauern lassen, und sollte ich darin verhungern!" Sie griff in die Vor-

hänge und suchte die Füße aus dem Bett zu strecken; sie wollte heraus, sie wollte zeigen, daß sie kräftig und gesund sei.

Die Wärterin kam herbei, ich redete ihr zu; aber wir suchten vergebens sie zu beruhigen. Dabei hatte ich meinen Stuhl verlassen, auf dem ich bisher mit dem Rücken gegen die Fenster gesessen hatte, und stand jetzt so, daß mein Gesicht in der vollen Tagesbeleuchtung der Alten gegenüber war. Plötzlich wurde sie still, sie schien sogar meinen Worten zuzuhören. Ich konnte ihr jetzt sagen, daß nach meiner Ansicht zu einer Curatel bei ihr keine Veranlassung sei, daß aber das unnütze Aufspeichern ihrer großen Zinsenerndten den Verdacht einer Unfähigkeit zur eignen Vermögensverwaltung erregen könne, und schlug ihr endlich vor, einem Mann, dem sie vertraue, dieselbe zu übertragen.

Schon während des Sprechens hatte ich gefühlt, daß ihre Augen fest auf mein Gesicht gerichtet waren, fast wie bei unserer ersten Begegnung in den beiderseitigen Gärten. „Vertrauen! Ja, vertrauen!" stieß sie ein paar Mal hervor; dabei wand sie die Hände um einander, als wenn sie einen inneren Kampf zu

überstehen habe. Plötzlich griff die eine Hand nach meiner und hielt sie fest. „Sie!“ sagte sie hastig. „Ja, wenn Sie es wollten!“

„Ich, Madame Jansen! Sie kennen mich ja nicht!“

Wieder sah sie mir musternd in die Augen.

„Nein,“ sagte sie dann; „Sie sind ein junger Mann; aber ich weiß es, Sie werden ein armes altes Weib nicht hintergehen.“

Ob das der Zauber war, den mein heiterer Nachbar bei mir voraussetzte! Aber ich gab meine Einwilligung und machte nur zur Bedingung, daß die Ueberlieferung unter Zuziehung eines Notars geschehen solle; Tag und Stunde möge sie mir selbst bestimmen.

Noch immer hielt sie meine Hand, und als ich jetzt gehen wollte, schien sie sie nur zögernd loszulassen.

Beim Abschiede fragte ich sie, ob ich ihr einen Arzt besorgen dürfe, damit sie rascher wieder zu Kräften komme.

Sie blickte mich an, als suche sie in meinen Augen die Bestätigung einer Theilnahme, die sie in dem Ton meiner Worte gefühlt haben mochte; dann aber

streckte sie mir lachend ihre linke Hand entgegen, in der, wie ich jetzt sah, zwei Finger steif geschlossen lagen. „Ein Meisterstück unseres berühmten Dr. Nicolovius!" sagte sie in ihrer alten bitteren Weise. „Hat er denn noch nicht, wie seine Collegen, die Quacksalber, einen trompetenden Hanswurst vor seiner Bude stehen? — — Nein, nein, mein Lieber, keinen Arzt! Ich selber kenne meine Natur am besten."

So war meine Aufgabe für heute denn beendet.

*　　*
*

Wenigstens das räthselhafte Klingeln schien nicht nur geträumt zu sein. Eine große Schleiereule hatte sich — mit einigem Rechtsgrund, wie mir schien — auf den einsamen Böden einquartiert und mochte bei einer vergeblichen Mausjagd die Klingeldrähte gestreift haben, die durch das ganze Haus und auch dort hinaufliefen. Die alte Dame selbst war schon am zweiten Tage wieder aufgestanden, ja sie hatte sich sogar mit Hülfe der Wärterin aus der Stange ihres Obstpflückers und einem Tonnenbande einen Ketscher angefertigt und solcherweise den keine Miethe

zahlenden Vogel wie einen Nachtschmetterling ebenso eifrig als vergeblich über alle Böden hin verfolgt.

Ich erfuhr dies Alles, als ich eines Vormittags zu dem verabredeten Geschäfte mit einem befreundeten Notar wieder in das Haus trat. Wir wurden in den dritten Stock hinaufgeführt; hier öffnete die Wärterin eine Thür, an der von einer eisernen Krampe ein schweres Vorlegeschloß herabhing.

Es war eine mäßig große düstere Kammer; in deren Mitte stand die alte Madame Jansen vor einem Tische und sortirte emsig allerlei Päckchen, wie sich nachher ergab, mit den verschiedensten Werthpapieren; rings herum an den Wänden, so daß nur wenig Platz neben dem Tische blieb, standen eine Menge straff gefüllter Geldbeutel, von denen die meisten aus den Resten alter, sogar seidener Frauenkleider angefertigt schienen.

So gesprächig die Alte bei meinem ersten Besuche gewesen war, so wortkarg war sie heute; mit zitternden Händen setzte sie einen Beutel nach dem anderen vor uns hin; mit stummen fast schmerzlichen Blicken verfolgte sie das Zählen des Geldes, das Versiegeln der Beutel, das Numeriren der Etiquetten. — Ob-

wohl die einzelnen Münzsorten sorgsam von einander gesondert waren, so dauerte die Aufnahme der Werthpapiere und des Baarbestandes doch bis in den Abend hinein; zuletzt arbeiteten wir bei dem Lichte einer Talgkerze, die in einem dreiarmigen Silberleuchter brannte.

Endlich wurde der letzte Beutel ausgeschüttet. Er enthielt jene schon derzeit seltenen Vierschillingstücke mit dem Perrückenkopfe Christian des Vierten, welche in dem Rufe eines besonders feinen Silbergehaltes standen. Als auch der beseitigt war, fragte ich, ob das nun Alles, ob nichts mehr zurück sei.

Die Alte blickte unruhig zu mir auf. „Ist das nicht genug, mein Lieber?"

— „Ich meinte nur, weil sich gar keine Goldmünzen unter dem Baarbestande finden."

„Gold? — In Gold bezahlen mich die Leute nicht."

— Somit wurde das Protocoll abgeschlossen, und, nachdem die Alte in zwar unsicherer aber immer noch zierlicher Schrift ihr „Botilla Jansen" darunter gesetzt hatte, war das Geschäft beendet; die Werthpapiere wurden in eine Kiste gelegt, deren Schlüssel

ich an mich nahm; diese selbst und die Baarbestände sollten am anderen Tage in mein Haus geschafft werden.

Als ich mit dem Notar auf die Straße hinausgetreten war, bemerkte ich, daß mir ein silberner Bleistifthalter fehle, den ich bei dem Notiren der Geldsummen benutzt hatte. Ich kehrte sofort um und lief rasch die Treppen wieder hinauf; aber ich prallte fast zurück, als ich nach flüchtigem Anklopfen die Thür der Kammer öffnete. Im Schein der Unschlittkerze sah ich die Alte noch immer an dem Tische stehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel von rothem Seidendamast, die andere wühlte in einem Haufen Gold, der vor ihr aufgeschüttet lag.

Sie stieß einen Schreckensruf aus, als sie mich erblickte, und streckte beide Hände über den funkelnden Haufen; gleich darauf aber erhob sie sie bittend gegen mich und rief: „O lassen Sie mir das! Es ist meine einzige Freude; ich habe ja sonst gar keine Freuden mehr!“ Eine scharfe zitternde Stimme war es und doch der Ton eines Kinderflehens, was aus der alten Brust hervorbrach.

Dann griff sie nach meiner Hand, riß mich an

die Thür und zeigte in das dunkle gähnende Treppenhaus hinab. „Es ist Alles leer!“ sagte sie; „Alles! Oder glauben Sie, mein Lieber, daß die Tochter aus Elysium hier diese Stufen noch hinaufmarschirt? — Nur das Gold — nehmen Sie mir es nicht — ich bin sonst ganz allein in all den langen Nächten!“

Ich beruhigte sie. Ich hatte kein Recht zu nehmen, was sie mir nicht gab; und übrigens — das Spielwerk war zwar kostbar; aber weshalb sollte die reiche Frau es sich denn nicht erlauben! — Rasch nur noch meinen Bleistift, und dann fort aus dieser erdrückenden Umgebung, in die ich den ganzen Tag hineingebannt gewesen war.

Als ich im Vorbeigehen einen Blick auf die blinkenden Goldhaufen warf, bemerkte ich, daß auch Schaustücke und fremde, namentlich mexicanische und portugiesische Goldmünzen darunter waren. Das erinnerte mich an die Spielgesellin meines Großvaters; der reizende Mädchenkopf, der schon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlösenden Zauber der Schönheit vor mir auf, und einen Augenblick dachte ich daran, jetzt meine Erkundigunden nach ihr anzustellen; aber die arme Greisin mir

gegenüber befand sich in so fieberhafter Aufregung, daß ich nicht dazu gelangen konnte. Ich verschob es auf gelegenere Zeit; und eilte, daß ich in die frische Winternacht hinauskam.

*　　*
*

Es war inzwischen Frühling geworden; die Buchenwälder um die schönen Ufer unserer Meeresbucht lagen im lichtesten Maiengrün. Zwischen uns und der Familie des Polizeimeisters hatten sich gewisse Beziehungen ergeben; besonders hatte sich dessen älteste Tochter meiner Frau in jugendlicher Freundschaft angeschlossen. Das frische Mädchen mit den weitblickenden Augen gefiel uns Beiden wohl; mir niemals besser, als an einem Sonntagmorgen, da wir mit einer größeren Gesellschaft auf einem Dampfschiffe über die blaue Föhrde hinfuhren.

An der Schanzkleidung standen junge Damen mit eben so jungen Officieren in einer jener wohlgecirkelten Unterhaltungen, die meistens harmlos genug, mitunter aber auch um desto übler sind, je mehr die jungen Köpfe nur die gedankenlosen Träger der Armseligkeiten zu sein pflegen, die darin zu Tage

kommen. Der Gegenstand mußte dies Mal sehr anregend sein; die Gesichter der hübschen Frauenzimmer strahlten vor Entzücken.

Unsere junge Freundin — sie trug den etwas ungewöhnlichen Namen „Mechtild" — war nicht darunter; sie stand unweit davon, die Hände auf dem Rücken, an dem Schiffsmast, und wiegte wie im Vollbehagen ihrer Jugendkraft den schlanken Oberkörper auf und ab, wie die Wellen das Schiff, von welchem sie getragen wurde. Die Stattlichkeit dieser Mädchengestalt war mir noch niemals so in die Augen gefallen, wie hier unter dem blauen Frühlingshimmel, wo der Seewind ihr in Haar und Kleidern wühlte, und ihre blauen Augen in die Ferne nach den waldbekränzten Ufern schweiften.

Drüben unter der jungen Gruppe war das Gespräch indessen lauter geworden; eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgesellschaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit eingeladen; aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, so in größerem Cirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen. — Die jungen Herren vom Degen

und ein junger auf Besuch anwesender Gesandtschafts-Attaché meinten auch, das gehe ja ganz vortrefflich! So zum Tanzen, und — was freilich nicht gesagt wurde — zum Heirathen, wenn sie reich seien; warum denn nicht!

Mechtild hatte den Kopf gewandt und schien aufmerksam zu lauschen. Ein überlegenes Lächeln spielte mehr und mehr um ihren schönen aber keineswegs kleinen Mund; und jetzt mit allem Uebermuth der Jugend brach es hervor. Es war ein köstlicher Brustton dieses Lachen; die jungen Damen drüben verstummten plötzlich wie erschrocken.

Dann rief Eine zu ihr hinüber: „Wast hast du, Mechtild? Warum lachst du so?"

— „Ich freu' mich über Euch!"

„Ueber uns? Weshalb, was hast du wieder?"

— „Daß Ihr so allerliebste Wachspuppen seid!"

„Was soll denn das nun wieder heißen?"

— „Oh, ich meine nur! Und das so hier, unter des lieben Gottes offenem Angesicht."

„Ach was! Komm her, und sei nicht immer so apart!"

Aber sie kam doch nicht; ein wilder Schwan mit

blendend weißen Schwingen flog, rasch unser Fahrzeug überholend, in der hohen Luft dahin; dem folgten ihre Augen. — Ich betrachtete sie; sie sah gar nicht aus wie die Tochter eines carrieremachenden Vaters; ja, ich schämte mich aufrichtig, mich so kleinlich um eine Aussteuer für sie mit dem alten Alraun umhergezankt zu haben.

Dennoch reizte es mich; ich trat zu ihr und fragte: „Mechtild, möchten Sie wohl eine Erbschaft machen?"

Sie sah mich groß an. „Eine Erbschaft? Ach, das möcht' ich wohl!" Sie sagte das fast traurig, als ob eine Hoffnung daran hinge.

Die Stadt, von der wir uns mehr und mehr entfernten, war in der klaren Luft noch deutlich sichtbar. „Sehen Sie zwischen den kleineren Häusern das hohe graue Gebäude?" fragte ich. „Dort lebt eine alte Frau; die weiß, auch heute, nichts von Licht und Sonnenschein!"

„Ja, ich sehe das Haus; wer wohnt darin?"

„Eine Tante von Ihnen oder Ihrem Vater."

„O die! — das ist nicht meine Tante; meine Großmutter war nur Geschwisterkind mit ihr; wir

sind auch einmal dort gewesen.“ Sie schüttelte sich ein wenig. „Nein, die möcht' ich nicht beerben.“

„Aber sonst?“ sagte ich und sah ihr forschend in die Augen.

„Sonst? Ach ja!“ und die helle Lohe schlug dem schönen Mädchen ins Gesicht, daß ihre Augen dunkel wurden.

„Vertrauen wir den reinen Sternen, Mechtild!“ sagte ich und drückte ihr die Hand. Ich hatte wohl gehört, daß sie einem jungen Officier ihre Neigung geschenkt habe, daß aber die Armuth Beider einer näheren Verbindung im Wege stehe; jetzt wußte ich es denn.

* * *

„Mama's“ große Tanzgesellschaft hatte richtig stattgefunden, und unter Anderem die praktische Folge gehabt, daß einer der Officiere, der sogenannte „blaue Graf“, — ich weiß nicht, ob so genannt wegen seines besonders blauen Blutes oder weshalb sonst — sich kurz danach mit einer der zu dieser Festlichkeit befohlenen reichen Kaufmannstöchter verlobt hatte.

Die ganze Stadt, namentlich die junge Damenwelt, besprach den Fall auf das Gewissenhafteste.

Aber die Folgen von „Mama's Tanzgesellschaft" sollten sich noch weiter fortsetzen. Eines Morgens kam die bewußte Brodfrau, vermuthlich die Hauptvermittlerin zwischen meiner verherlichen Mandantin und der Außenwelt, und brachte mir eine Empfehlung von der Madame Jansen, ich möchte doch nicht unterlassen noch heute bei ihr vorzusprechen.

Kurz danach trat ich in das bewußte Zimmer; das Haus hatte ich offen gefunden, obgleich die Wärterin schon seit lange von ihr entlassen war. Ich traf meine alte Freundin unruhig mit einem Krückstock auf und ab wandernd, trotz des heißen Junitages in ihren grauen Soldatenmantel eingeknöpft; dabei hatte sie eine schwarze Tüllhaube auf dem Kopfe, worin eine dunkelrothe Rose nickte; die falschen Locken waren auch schon vorgebunden.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen;" hub sie in ihrer feierlichen Weise an. „Man hat mir gesagt, daß reine eiche Kaufherrntochter dieser Stadt einen Grafen heirathen wird. — Ich sehe

nicht ein, warum meine Erbin nicht auch eine Grafenkrone tragen sollte?"

„Aber ich dachte," wagte ich zu bemerken, „die Spitalleute vor dem Norderthore" — —

„Mein Herr Stadtsecretär," fiel sie mir ins Wort, „wenn Sie gleich mein Mandatar sind, — ich habe volle Gewalt, mein Testament zu ändern."

Ich bestätigte das nach Kräften. Die kleine Greisin schien in großer Aufregung; sie mußte oftmals innehalten beim Sprechen. „Es soll hier ja noch so ein hungriger Graf herumlaufen," begann sie wieder; „dem könnte auch geholfen werden! Meine Nichte" — —

„Sie meinen, die älteste Tochter des Polizeimeisters!"

„Freilich, die Tochter des Chef-Directors der hiesigen Polizei. Sie ist eine ganz andere Schönheit als die semmelblonde Grafenbraut von heute; sie erinnerte mich bei dem kurzen Besuche, wo ich das Vergnügen hatte sie zu sehen, sogar an meine eigene Jugend; die junge Dame scheint eine vorzügliche Bildung genossen zu haben; — ich werde ihr ein fürstliches Vermögen hinterlassen."

Ich war sehr erstaunt; aber ich hielt mich vorsichtig zurück und beschloß der Kugel ihren Lauf zu lassen; die Mechtild sollte schon still halten, wenn ihr die Hunderttausende in den Schooß fielen; und der Graf — diese Luftspiegelung würde wohl von selbst verschwinden.

Während solcher Gedanken ersuchte mich die Alte, auf morgen alles Nöthige zur Errichtung eines neuen Testamentes vorzubereiten. „Denn es hat Eile," setzte sie hinzu. „Meine Nichte könnte bei ihrer Schönheit sonst gar leicht eine Verbindung unter ihrem jetzigen Stande eingehen. — Schon in nächster Woche werde ich meine Prunkgemächer öffnen; ich werde den Herrn Grafen einladen und ihm meine Erbin vorstellen; mein Neffe, der Herr Chef-Director, wird es übernehmen, die Honneurs zu machen! — — Aber jetzt, mein Lieber, begleiten Sie mich nach oben; wir wollen doch ein wenig revidiren!"

Bei diesen Worten hatte sie das große Schlüsselbund unter dem Kopfkissen ihres Bettes hervorgeholt; dann steckte sie ohne Weiteres ihre kleine Knochenhand unter meinen Arm, und so krochen wir mit einander die breiten Treppen zu dem oberen Stockwerk hinauf.

Es war ein großer nach hinten zu belegener Saal, den wir jetzt betraten, nachdem der Schlüssel sich kreischend und nur mit meiner Hülfe im Schloß herumgedreht hatte; die Wände mit einer verblichenen gelben Tapete bekleidet, in deren Muster sich cannelirte Säulen zu der mit Rosen verzierten Stuckdecke hinaufstreckten; die Möbeln alle in den graden Linien der Napoleonszeit, in den Aufsätzen der Spiegel jene Glasmalereien mit auffahrenden Auroras oder einem speerwerfenden Achilleus. Auf den Fensterbänken lagerte dicker Staub und eine Schaar von todten Nachtschmetterlingen.

Die Alte erhob ihren Stock und zeigte nach den beiden Kronleuchtern von geschliffenem Glase und nach den Fenstern auf die verschossenen Seidengardinen, die vor Zeiten gewiß im leuchtendsten Roth geprangt hatten; dann ließ sie meinen Arm los und begab sich an eine Untersuchung der mit Schutzdecken versehenen Stuhlpolster.

Mich hatte indeß ein anderer Gegenstand gefesselt. An der Wand den Fenstern gegenüber hingen, je über einem Sopha, zwei lebensgroße gut gemalte Brustbilder. Das eine zeigte einen schon älteren,

etwas corpulenten Mann mit fleischigen Wangen und kleinen genußsüchtigen Augen. Das andere war das Bild eines bacchantisch schönen Weibes; eine weiße Tunica umschloß die volle Brust, durch das dunkle kurz verschnittene Haar, von dem nur eine Locke sich über der weißen Stirn kräuselte, zog sich ein kirschrothes Band mit leichter Schleife an der einen Seite; darunter blitzten ein Paar Augen von unersättlicher Lebenslust.

Fast wie ein Schrecken hatte es mich befallen, als ich dieses Bild erblickte; denn ich kannte es seit lange ganz genau. Es konnte kein Zweifel sein, dies war das Original jenes kleinen Porträts aus der Stube meines Großvaters; es war Zug für Zug dasselbe, nur mit allen Vorzügen eines lebensgroßen und in unmittelbarer Gegenwart gemalten Bildes. Ein bestrickender Sinnenzauber ging von dem jugendlichen Antlitz aus, das hier in wahrhaft funkelnder Schönheit auf mich herabsah. Tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Hirn, ich hatte fast vergessen, wo ich mich befand.

Da rührte der Krückstock der Alten an meinen Arm; sie mußte leise herangeschlichen sein und stand

jetzt schmunzelnd neben mir. „Es soll den höchsten Grad der Aehnlichkeit besessen haben," sagte sie pathetisch, mit ihrer Krücke nach dem schönen Weiberkopfe deutend, „nur wurde derzeit die Meinung ausgesprochen, daß die Frische meiner Farben und der Glanz meiner Augen doch nicht ganz erreicht seien."

„Es ist Ihr Porträt?" fragte ich.

— „Wessen sollte es denn sonst sein? — Der berühmte Hamburger Gröger hat mich derzeit als Braut gemalt; mein Gemahl zahlte ihm später sechshundert Ducaten für die beiden Bilder."

Es war freilich eine müßige Frage, die ich gethan hatte; aber ich war im Innersten verwirrt; seltsame Gedanken umschwirrten mich: als hätte ich möglicherweise nicht ich selber, als hätte ich der Enkel jener schönen Bacchantin sein können: die Welt der Erscheinungen fing mir an zu schwanken; die Alte an meiner Seite flößte mir fast Grauen ein. —

Aber ich wollte noch größere Gewißheit haben. „Waren Sie je in Antwerpen?" fragte ich.

— „In Antwerpen!" — Sie schien das Unvermittelte meiner Frage nicht zu fühlen; die alten Augen wurden noch greller als zuvor; mit beiden

Händen auf der Krücke und vor Erregung mit dem Kopfe zitternd, stand sie vor mir. „Ob ich in Antwerpen gewesen bin? — — In der höchsten Blüthe meiner Schönheit! — Mein Vater führte eins der größten Kauffahrteischiffe dieser Handelsstadt; er nahm mich mit dahin; sechs Wochen lang verweilten wir dort im Hafen. Ob ich in Antwerpen gewesen bin!"

Die Alte begann an ihrem Stabe in dem öden Saale auf und ab zu wandern, immer eifriger dabei erzählend: „Es war derzeit ein außerordentliches Leben dort; eine russische Flotille lag auf der Rhede, die Officiere gaben Bälle auf den breiten Orlogschiffen; und gar bald hatten sie denn auch entdeckt, daß am Bord meines Vaters sich eine Schönheit ersten Ranges befinde, wie sie dieselbe unter den niederländischen Juffruwen auch mit der schärfsten Brille nicht hätten entdecken können. Bald war ich zu allen Bällen eingeladen — ich war die Königin des Festes!"

Sie stieß heftig mit ihrem Stock auf den Fußboden, daß die Glasbehänge der Kronleuchter an einander klirrten. „In einem mit farbigen Wimpeln und Bändern geschmückten Boote wurde ich von mei-

nes Vaters Schiff geholt! Unter den russischen Officieren war ein griechischer Prinz; Constantin Paläologus hieß er, der letzte Sprosse der alten byzantinischen Kaiserfamilie; — er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst auf seinen Armen von Bord zu heben und mich sanft auf den seidenen Polstersitz des Bootes niederzulassen. Nur in französischer Sprache konnten wir uns unterhalten: ‚Rose du Nord!‘ sagte er, indem er schmachtend zu mir aufblickte, und breitete mit eigenen Händen einen kostbaren Teppich unter meine Füße. — O mein Herr Stadtsecretär!" — sie schnarrte das Wort noch schärfer heraus als sonst — „wie damals das Meer und meine schwarzen Augen glänzten! Sie lagen Alle zu meinen Füßen; Alle! Der Prinz, die Officiere, die Söhne der großen deutschen Handelshäuser, welche damals auf den Comptoiren dort ihre Ausbildung erhielten, und von denen die vornehmsten auch zu diesen Bällen eingeladen wurden. — — Ich habe sie Alle fortgestoßen, Alle! — Und das freut mich noch!"

Sie focht mit dem Stocke durch die Luft, daß der Soldatenmantel von ihrer Schulter glitt, und sie nun in ihrer ganzen dürren Winzigkeit vor mir

stand. In dem langen Spiegel drüben, wie in der Ferne, sah ich noch einmal eine solche Gestalt und mich an ihrer Seite stehen; noch einen zweiten Saal mit dem verblichenen Säulenmuster, den steifen Sophas und mit den großen Glaskronen, deren Krystallbehänge vergebens unter dem Staube zu glitzern suchten, womit still, aber emsig die Zeit sie überzogen hatte. Mir war, als befinde ich mich in einer gespenstischen Welt, deren Wirklichkeit seit lange schon versunken sei.

Als ich den Mantel aufgehoben und ihn der Alten wieder unter dem Kinn zugeknöpft hatte, sah sie mich lange schweigend an. Die runzeligen Wangen waren geröthet; aber dennoch sah sie erschreckend verfallen aus; und jetzt sagte sie mit einer so milden Stimme, daß ich sie dieser Menschenmumie nicht zugetraut hätte: „Wissen Sie, mein Lieber, warum ich Ihnen mein Vertrauen schenkte? Gleich, da ich Sie sah — Ihnen allein von allen Menschen? — — Sie haben eine Aehnlichkeit;“ fuhr sie fort, als sie keine Antwort von mir erhielt, „eine Aehnlichkeit! — — Unter den jungen deutschen Kaufleuten war Einer; ich kannte ihn seit lange! — Junger Mann,

haben Sie es schon erlebt, daß ein Menschenkind mit sehenden Augen sein bestes Glück mit Füßen von sich stieß? — War er nicht schön? — Ja, er war schön wie ein Johannes! — War er nicht reich? — Freilich, der da hatte mehr!" und sie wies mit dem Stabe auf das Seitenstück ihres Jugendbildes.

„Es ist das Bild Ihres seligen Mannes?" fragte ich dazwischen.

„Selig?" — Sie lachte grimmig in sich hinein; dann fuhr sie in ihrem Frage- und Antwortspiele fort: „Und war er nicht auch gut?" Sie lachte wieder. „Ja, ja, er war auch gut; aber da lag es! Ich glaube, ich konnte es nicht leiden, daß er gar so gut war! — — Und er hat mich geliebt, der arme Narr; ich weiß, er ließ sich heimlich eine Copie von meinem Bilde machen und ging dann in die weite Welt. — — Vorbei, längst vorbei!" murmelte sie leise in sich hinein und begann wieder auf und ab zu wandern.

Plötzlich blieb sie stehen. „Wenn ich wüßte, ob er noch am Leben sei oder seine Kinder oder seine Enkel!" Sie ließ den Krückstock fallen und faltete

wie betend ihre Hände; ich sah, wie die ganze Gestalt der kleinen Greisin bebte.

Ein namenloses Mitleid befiel mich; und schon öffnete ich die Lippen, um ihr zuzurufen: ich bringe dir den Gruß deiner Jugendliebe, ich bin seines Blutes, du sollst nicht sterben in der Verlassenheit des Hasses!

Da setzte sie hinzu: „Wenn ich es wüßte, ich würde auch das schöne Lärvchen laufen lassen! Sie, keine Anderen sollten meine Erben sein!“

Das verschloß mir den Mund.

Sie nannte mir den Familiennamen meines Großvaters. — „Ich habe ihn nie gehört,“ sagte ich.

Die Greisin seufzte. Sie sah sich noch einmal in dem Saale um. „Es ist Alles vorzüglich wohlerhalten!“ sprach sie dann wieder in ihrer alten hochtrabenden Weise; „machen wir das Testament in Ordnung! — Aber, mein Lieber, keine fremden Leute mir ins Haus! Der Mann der alten Brodfrau und ihr Enkelsohn können Zeugen sein; die sind dumm genug dazu!“

Sie nahm den Krückstock, den ich ihr aufgehoben hatte, und hing sich wieder an meinen Arm; aber sie umklammerte mich jetzt, als fürchte sie zu fallen,

und da ich zu ihr hinabblickte, starrte eine wahre Todtenmaske mir entgegen; die einstmals schöne Nase stand scharf und hippokratisch zwischen den großen grellen Augen.

Ich erschrak und suchte sie nochmals zu bewegen, sich einem Arzte anzuvertrauen; aber sie schüttelte nur den Kopf, obgleich ihre Kinnbacken wie im Fieber an einander schlugen. „Die Aehnlichkeit!“ hörte ich sie nochmals vor sich hin murmeln; „o, die Aehnlichkeit!“

Sie war so schwach, daß ich sie die Treppe fast hinuntertragen mußte; dennoch, als wir unten angelangt waren, schleppte sie sich an die Hausthür, und ich hörte, wie sie hinter mir die Kette einhakte.

— — Beim Austritt aus dem Hause sah ich unsere junge Freundin Mechtild die Straße herabkommen. Schon verspürte ich eine Neigung, ihr womöglich zu entweichen — denn ich schämte mich etwas meines Jesuitismus zu ihren Gunsten — als ich in ihrer heiteren Weise von ihr angerufen wurde.

„Nun, Herr Stadtsecretär? Sie kommen aus dem Hause meiner Tante?“

„Freilich,“ erwiederte ich, „die, wie Sie sagen, nicht Ihre Tante ist.“

— „Was hatten Sie dort zu thun? Am Ende sind Sie es, der mir die große Erbschaft wegfischt!"

„Gewiß! Warten Sie nur noch ein paar Tage, da werden sich große Dinge offenbaren."

— „Und Sie glauben wohl, ich werde Ihnen jetzt eine Scene weiblicher Neugierde zum Besten geben! Sie irren sich, Herr Stadtsecretär! Aber" — und sie zeigte mit ihrem Sonnenschirm nach dem finsteren Hause — „wenn Sie dort Gewalt haben, reißen Sie doch einmal alle Fenster auf. Die arme alte Frau — das wird ihr wohlthun, wenn diese Frühlingsluft das Haus durchweht!"

Sie nickte mir zu und ging die Straße hinab.

Ich sah ihr lange nach und dachte: „Komm du nur selbst hinein! Dir wird auf die Länge auch jenes arme alte Herz nicht widerstehen; du selber bist der rechte Frühlingsschein!"

* * *

„Das Testament! Die Alte sagt, es habe Eile!" Mit diesem Gedanken war ich am anderen Morgen schon früh an meinem Schreibtisch, um einen möglichst vollständigen Entwurf desselben auszuarbeiten.

Während ich damit beschäftigt war, brachte meine Frau mir den Kaffee, den ich mir heute nicht Zeit ließ im Familienzimmer einzunehmen.

„Du,“ sagte sie, „es soll die Nacht wieder recht unruhig gewesen sein im Hause links.“

„Schön!“ erwiederte ich. „Nächstens soll es darin auch bei Tage unruhig werden!“

— „Nein, ohne Scherz! Die Mägde — ihre Kammer liegt ja nach jener Seite hin — sie haben es klirren hören, als wenn ein schwerer Geldsack auf den Boden fiele.“

„Thorheit!“ sagte ich und schrieb, ohne aufzusehen, weiter; „die Alte hat gar keinen Geldsack mehr im Hause, nur einen Haufen goldener Spielmarken.“

Da klopfte es.

Auf mein „Herein“ reckte sich ein alter Weiberkopf ins Zimmer. „Keine Menschenmöglichkeit, bei der Madame Jansen 'reinzukommen!“ sagte die Brodfrau, die jetzt völlig zu uns eintrat. „Schon Glock' Sechsen hab' ich mit dem Klopfer aufgeschlagen, daß die Nachbarsleute vor die Thür kamen; es muß absolut was passirt sein, Herr Stadtsecretär!“

Das machte mich doch von meinem Tische aufspringen; denn das Klopfen hatte ich freilich auch gehört.

Als wir auf die Straße kamen, war schon ein benachbarter Schlosser mit seinem Werkzeug angelangt. Ich hieß ihn die Hausthür öffnen und, als das geschehen war, die innen vorgelegte Kette durchfeilen. Dann traten wir in das untere Zimmer.

Es sah noch wüster als gewöhnlich aus. Schränke und Commoden waren von den Wänden abgerückt, das Bettzeug bis auf die unterste Strohmatratze ausgepackt; sogar der große Spiegel, wie beim Auflüpfen verschoben, hing fast quer vor den beiden Fenstern; es mußte hier allerdings recht unruhig zugegangen sein.

Aber noch mehr des nächtlichen Spukes bestätigte sich: der Fußboden war mit blanken Speciesthalern wie besät; in der Mitte desselben lag der alte Soldatenmantel; ein offener, aber noch halbgefüllter Geldsack ragte daraus hervor, augenscheinlich das Füllhorn, dem diese blinkenden Schätze entrollt waren.

Eine Weile standen wir, ohne eine Hand zu rühren; dann bückte sich der Schlosser und hob den

Mantel auf. Ein kleiner zusammengekrümmter Leichnam lag darunter, die Leiche meiner Nachbarin Madame Sievert Jansen. — Das schöne übermüthige Kind, das einst das Knabenherz des Großvaters mit so unvergänglicher Leidenschaft erfüllt hatte, das lebensprühende Frauenbild, dessen Scheingestalt noch jetzt von der Wand des öden Saales herabblickte — was hier zu meinen Füßen lag, es war der Rest davon.

* * *

Was soll ich weiter erzählen! Eine förmliche Haussuchung, die nach dem Begräbniß der alten Dame abgehalten wurde, ergab, daß überall, im Keller wie auf den Böden, hinter Dachsparren und Panelen noch mancher Jahrgang ihrer Zinsenernten versteckt lag; nur der rothseidene Beutel mit den fremden Goldmünzen ist niemals aufgefunden worden.

Das neue Testament war nicht zu Stande gekommen; und so ist das bedeutende, wenn auch nicht fürstliche Vermögen, wie vorher bestimmt war, mit drei Vierteln an das Land- und Seespital gefallen. — Ob die blaunasigen alten Burschen jetzt alten Jamaika-Rum in ihren Flötenvögeln haben, bin ich

nicht in die Lage gekommen, zu untersuchen; nur weiß ich, daß sie jetzt in doppelten Reihen auf den Bänken sitzen und ihren Vogel nach wie vor recht fleißig aus der Tasche holen.

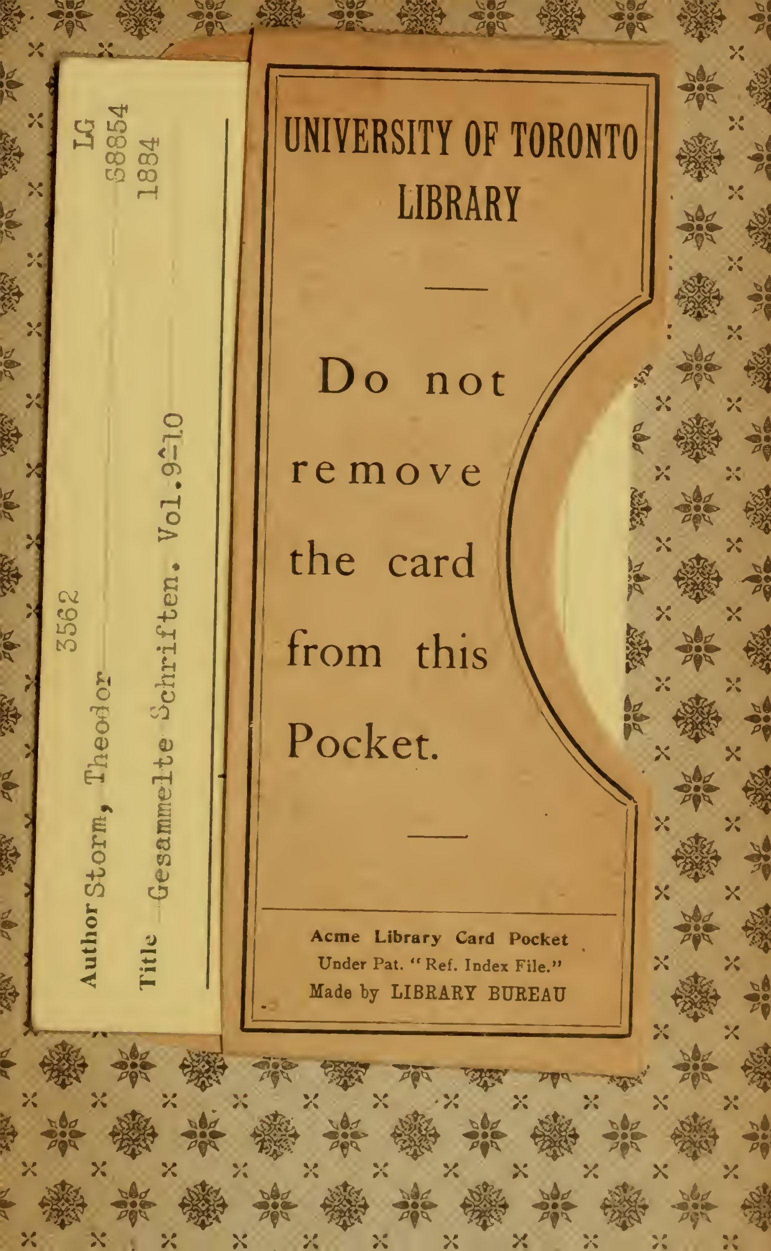
Und Mechtild? — Sie hat dennoch ihren Lieutenant geehelicht, der jetzt sogar ein Oberstlieutenant ist. Da sie bald nach ihrer Verheirathung unsere Stadt verließ, so vermag ich Näheres über sie nicht zu berichten; hoffen wir indeß, daß sie auch in ihrem späteren Alter ein wenig höher geblieben ist, als das um sie herum. Mitunter ist ja doch dergleichen vorgekommen.

In dem alten Hause spukt es selbstverständlich, zumal wenn sich die Todesnacht der armen Greisin jährt; dann hört man sie auf Trepp' und Gängen stöhnen, als jammere sie über die vergrabenen Schätze ihrer Jugend.

Und daß es noch dergleichen in der Welt giebt" — so schloß mein Freund seine Erzählung, indem er sich statt der längst in Rauch aufgegangenen eine neue Cigarre anzündete — „das und den Dampf einer guten Importirten, Beides finde ich unter Umständen außerordentlich tröstlich."






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
LG
S8854
1884
3562
Author Storm, Theodor
Title Gesammelte Schriften. Vol.9-10


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 30 21 07 010 9